B 19007 F

Nummer 163 | März 2010
1. Quartal | 42. Jahrgang

MITTEILUNGEN

DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

KARL MAY
GESELLSCHAFT

Inhaltsverzeichnis

Joachim Biermann	In eigener Sache	1
Heinrich Witschel	Karl Mays frühkindliche Augenerkrankung Eine Stellungnahme	2
Joachim Biermann	›Fragen und Antworten‹ Aus den Leserbriefspalten des ›Guten Kameraden‹ (VII)	8
Erwin Müller	Die Fundstelle (37)	16
Willi Vocke	Der Schrei aus der Zukunft Repetition als erzählerisches Mittel in zwei motivgleichen Episoden aus Mays frühen Indianrromanen *Der Waldläufer* und *Der Sohn des Bärenjägers*	17
David Blackbourn	›Indianerkriege‹ Buchauszug aus ›Die Eroberung der Natur – eine Geschichte der deutschen Landschaft‹	33
Rolf J. G. Stadelmayer	Die Railroad der Atlantic and Pacific Company – Teil I [...] *ins Mexiko hinein?*	39
Gudrun Keindorf	Fahndungsaufruf zu den ›Senfindianern‹	45
Eckehard Koch	Mit Karl May von Amerika über China und Afrika nach Norland Assoziationen zu Karl May 3: Wesensverwandtschaften	48
Albrecht Götz von Olenhusen	›Old Shatterhand vor Gericht‹ Von Grenzgängern und Grenzüberschreitungen	55
Peter Krauskopf	Sascha-Schneider-Briefwechsel Wie durch reflektierendes Milchglas	60
	Gedenkblatt für die 2009 verstorbenen Mitglieder	64

Unser Titelbild

›Siegreicher Jüngling‹, Skulptur von Sascha Schneider auf der Terrasse von Schloss Eckberg bei Dresden (auf der Rückseite mit „Sascha Schneider“ gezeichnet). Zu Schneiders Beziehung zu Karl May vgl. die Rezension von Peter Krauskopf in diesem Heft (Foto: Rudolf K. Unbescheid).

In eigener Sache

Wieder einmal, liebe Mitglieder, legen wir Ihnen ein thematisch recht breit gefächertes Mitteilungsheft vor und hoffen, dass es Sie zum Lesen einlädt. Wir sind immer gespannt auf die Reaktionen aus dem Leserkreis, die uns zugehen, insbesondere dann, wenn die Lektüre jemanden zur Weiterführung eines Themas angeregt hat, die sich dann in einem weiteren Aufsatz niederschlägt.

Naturgemäß führt auch die Neugestaltung unseres Layout zu positiven wie kritischen Meinungsäußerungen. Noch immer sind wir, was den Umgang mit dem neuen DTP-Programm angeht, nicht perfekt, doch hoffen wir, dass der eine oder andere Fortschritt im Umgang damit erkennbar ist.

Wir eröffnen das Heft mit einer Betrachtung Professor Witschels, der die Diskussion um Mays Augenerkrankungen noch einmal resümierend in den Blick nimmt. Mit der Fortführung der Aufsatzserie zur Leserbriefspalte ›Fragen und Antworten‹ im ›Guten Kameraden‹ kommt noch ein zweiter biografisch orientierter Beitrag hinzu.

Den Schwerpunkt bilden diesmal die Untersuchungen zum Werk Karl Mays. Insbesondere Willi Vocke ermöglicht mit seinen vergleichenden Betrachtungen zu Ferry und May einen höchst interessanten Blick in die Werkstatt des Autors Karl May und liefert aufschlussreiche Erkenntnisse zur Erzähltechnik. Dass er sich dabei auch mit der Erzählung *Der Sohn des Bärenjägers* beschäftigt, fügt sich trefflich als ›Begleitmusik‹ zur soeben erschienenen Ausgabe dieser Erzählung im Rahmen der Historisch-kritischen Ausgabe.

Rolf Stadelmayer beweist mit seinem neuen Aufsatz, dass das Thema Eisenbahnen und Eisenbahnbau im Werk Mays noch lange nicht erschöpfend abgehandelt ist. Mit zwei Rezensionen zu kürzlich im Karl-May-Verlag erschienen gewichtigen Bänden kehren wir abschließend noch einmal zur Biografie Karl Mays zurück.

Wir werden gelegentlich gefragt, nach welchen Prinzipien wir Rezensionen in die ›Mitteilungen‹ aufnehmen. Nun, regelmäßiges Rezensionsorgan der KMG ist das Jahrbuch, während Buchbesprechungen in unserer Zeitschrift nur in loser Folge erscheinen und wir keine vollständige Erfassung aller Neuerscheinungen zu Karl May anstreben. Maßgeblich ist, dass sich KMG-Mitglieder finden, die einem Buch eine Rezension widmen und uns diese einsenden. Insofern sind wir auch in dieser Hinsicht von Ihrer Produktivität, liebe Leserinnen und Leser, abhängig.

Es grüßt Sie recht herzlich

Ihr jb

Heinrich Witschel

Karl Mays frühkindliche Augenerkrankung

Eine Stellungnahme

Die Rekonstruktion von Krankheitsbildern bei berühmten Persönlichkeiten hat die Biographen stets gereizt und oft zu Spekulationen verführt. Das trifft auch für die angebliche frühkindliche Erblindung von Karl May zu. Dabei muss man sich stets darüber im Klaren sein, dass es grundsätzlich schwierig ist, aus historischen Quellen Krankheiten zu rekonstruieren, da die zeitgenössische Verwendung von medizinischen Begriffen und Diagnosen oft eine ganz andere war, als das heute der Fall ist. Das gilt schon bei Vorliegen ›objektiver‹ Zeugnisse wie von Befundberichten oder Sektionsprotokollen, noch mehr aber, wenn wir auf die mündliche Überlieferung von Zeitgenossen zurückgreifen müssen; und vor allem dann, wenn, wie im Fall von Karl May, nur autobiographische Aussagen zur Verfügung stehen. In letzterem Falle ist besondere Skepsis angebracht, da die Vergangenheit vom Autor natürlich durch die Brille einer vieljährigen Erfahrung und eines nur scheinbar objektiven und unveränderten Gedächtnisses gesehen wird. Und schließlich vollends verworren wird es, wenn der Autobiograph seine Erinnerungen in einer bestimmten Absicht schreibt, wie Karl May es tat, um sich gegen seine Kritiker zur Wehr zu setzen bzw. seinen Prozess zu gewinnen. Der Autor hat das in einem Brief an seinen Verleger Fehsenfeld vom 19.11.1910 unumwunden zum Ausdruck gebracht. Er schreibt darin über sein autobiographisches Buch: es sei *so geschrieben, daß es mir die Prozesse gewinnen hilft. Es hat nur diesen einen Zweck, weiter keinen* (19[1]).

Die Erwähnung und Beschreibung seiner angeblichen frühkindlichen Blindheit durch Karl May selbst haben aber zu einer Flut von Spekulationen geführt, die in der vorliegenden kurzen Stellungnahme nicht noch einmal alle diskutiert und beurteilt werden. Vielmehr wollen wir versuchen, nach einem kurzen Resumée bisheriger Ansichten und Meinungen eine zusammenfassende Aussage aus heutiger, wissenschaftlicher Sicht zu machen.

Im Folgenden werden zunächst im ›Zeitraffer‹ wichtige Daten aus Karl Mays Leben dargestellt, einschließlich seiner autobiographischen Aussagen zu seiner angeb-

1 Zahlen in Klammern verweisen auf Nummern des abschließenden Literaturverzeichnisses.

lichen Augenerkrankung. Sodann sollen kurz die verschiedenen Autoren zu Worte kommen, die sich mit Karl Mays ›Blindheit‹ beschäftigten, um dann zum Schluss auf die Frage einzugehen, ob überhaupt, und wenn ja, welche schwere frühkindliche Augenerkrankung für Karl Mays Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben könnte.

Karl May wurde 1842 als fünftes von insgesamt 14 Kindern im erzgebirgischen Weberstädtchen Ernstthal geboren. Die große Familie (zwei Großmütter, Vater, Mutter und fünf überlebende Kinder) lebte in ärmlichen Verhältnissen. Nach der Schulzeit besuchte Karl May zunächst das Lehrerseminar in Waldenburg, musste es aber bald wieder verlassen, da ihm zu Last gelegt wurde, Talglichter der Schule gestohlen zu haben. Er wechselte dann auf das Lehrerseminar in Plauen, wo er 1861 die Prüfung ablegte, um dann an der dortigen Fabrikschule als Lehrer zu arbeiten. Diese Stelle verlor er aber auch wieder, weil er beschuldigt wurde, seinem Zimmergenossen eine Taschenuhr, die ihm dieser geliehen hatte, gestohlen zu haben. Drei Jahre nach seiner Entlassung in Plauen wurde er 1864 wegen Betruges eines Schneiders und unbefugter ärztlicher Behandlung mit Ausstellung eines Rezeptes unter dem Pseudonym eines „Augenarztes Dr. Heilig“ zu insgesamt sieben Jahren Gefängnis und Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung arbeitete er von 1875 bis 1877 als Redakteur in Dresden, danach als freier Schriftsteller. Karl May starb 1912 in seinem 70. Lebensjahr in Radebeul.

Von Karl Mays angeblicher Erblindung im Kleinkindesalter erfahren wir ausschließlich durch ihn selbst. Es liegen weder ärztliche Befunde noch zuverlässige Berichte von Verwandten oder Zeitgenossen aus dieser Zeit vor (17). Zwei seiner Brillen sind im Karl May Museum erhalten. Sie weisen auf eine leichte Myopie (Kurzsichtigkeit) in Verbindung mit einer, ebenfalls leichten Stabsichtigkeit als Erwachsener hin (14). Diese geringe Fehlsichtigkeit ist sicher nicht die Folge einer schwereren kindlichen Augenerkrankung. Belege für eine wirkliche, dauerhafte Beeinträchtigung der Sehfähigkeit finden sich dagegen nicht. Im Alter machte ihm offenbar eine Konjunktivitis sicca (›trockene Augen‹) zu schaffen (13).

1894 erwähnt Karl May in seinem Roman *Old Surehand* erstmals, dass er als Kind dreimal erblindet und dreimal durch eine Operation geheilt worden sei. 1898 und 1912 spricht er in Vorträgen in München und Wien davon, dass er als kleiner Knabe blind gewesen sei und erst später das Augenlicht wiedergewonnen habe. In zwei Biographien (Dittrich 1904 und Wagner 1906), die von Karl May angeblich autorisiert waren, wird Karl Mays frühkindliche Erblindung ebenfalls als Tatsache hingestellt (18). Schließlich beschreibt Karl May selbst in seiner Autobiographie *Mein Leben und Streben* (1910), dass er kurz nach der Geburt schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte, bis er durch die Behandlung durch zwei Professoren in Dresden wieder sehend und gesund wurde (10).

Bis etwa 1999 wurden die autobiographischen Angaben Karl Mays nahezu kritiklos übernommen, so von seinen oben bereits erwähnten und von ihm selbst autorisierten Biographen Dittrich und Wagner. Auch im ›Großen Brockhaus‹ von 1991 findet sich die Angabe, Karl May sei bis zu seinem fünften Lebensjahr blind gewesen. Harder (4), Roxin (12) und, mit Einschränkungen, auch Mischnick (11) stimmen im Wesentlichen darin überein, dass Karl May von Geburt an blind gewesen sei und erst im vierten oder fünften Lebensjahr richtig zu sehen gelernt habe.

Bald werden aber Zweifel an Karl Mays Darstellung laut und die Veröffentlichungen zum Problem seiner frühkindlichen Erblindung werden differenzierter. So rücken Harder und Mischnick (5, 6, 7) von der Vorstellung einer vollständigen Blindheit des Kindes Karl May ab und favorisieren dagegen eine durch Vitamin-A-Mangel bedingte, periodisch auftretende Augenerkrankung. Ähnlich führen Alschner (1), Düsing (2), Thomas (13, 14, 16) und Wohlgschaft (17) für Karl Mays Sehprobleme einen Mangel an Vitamin A, aber auch Vitamin D an, der unter dem Krankheitsbild der sog. ›Xerophthalmie‹ zu zeitweiliger funktioneller Erblindung durch Lidkrämpfe in den ersten Lebensjahren geführt habe. Ursache für den Vitaminmangel sei die damals im Erzgebirge, der Heimat Karl Mays, herrschende Hungersnot gewesen. Andere Autoren favorisieren dagegen die Skrophulose in Form der ›Keratokonjunktivitis phlyktaenulosa‹, ausgelöst durch eine Überempfindlichkeit gegen die Toxine von Erregern, z. B. der Tuberkelbazillen oder anderer Keime, als mögliche frühkindliche Augenerkrankung Karl Mays, so Kluxen (9) und, mit Einschränkungen, auch Alschner (1) und Zeilinger (18, 19). Diese Erkrankung war früher nicht selten und spielte besonders in Notzeiten, z. B. während oder nach Kriegen, eine bedeutende Rolle. Die Skrophulose oder Phlyktaenulose geht mit starken Lidkrämpfen einher. Sie kann auf die Bindehaut begrenzt bleiben, wobei die Bindehaut-Herde im Allgemeinen nach 10 bis 12 Tagen abheilen, ohne Narben zu hinterlassen. Befallen die Phlyktaenen dagegen die Hornhaut, so bleiben charakteristische Narben als lebenslang sichtbare Zeichen der überstandenen Entzündung zurück. Während ihrer floriden Phase neigt die Erkrankung zwar zu Rezidiven, führt aber nicht zu einer längere Zeit anhaltenden ›Erblindung‹. Allerdings sind die befallenen Kinder extrem lichtscheu und verkriechen sich in typischer Weise in dunkle Ecken oder unter den Tisch. Die Phlyktaenulose ist zudem eine Erkrankung älterer Kinder und tritt nicht schon kurz nach der Geburt oder in den ersten Lebensjahren auf.

Schließlich lehnen einige Autoren eine frühkindliche Erblindung Karl Mays völlig ab und sehen die diesbezüglichen autobiographischen Angaben als Ausfluss der blühenden Phantasie des Autors, die dieser als Waffe gegen seine Kritiker einsetzen konnte und dies auch tat (2, 3, 8).

Bei ›moderneren‹ Autoren, die sich mit Karl Mays Biographie beschäftigen, herrschen also bereits erhebliche Zweifel an der frühkindlichen Erblindung Karl Mays, zumindest in der Form, wie sie vom Autor selbst später dargestellt wurde. Fassen wir noch einmal zusammen, was wir hinsichtlich des Zustandes der Augen Karl Mays einigermaßen sicher wissen, was uns also in zeitgenössischen Berichten bzw. Befunden überliefert ist. Während seines Aufenthaltes im Gefängnis wurde Karl May mehrfach ärztlich untersucht. Dabei wurden keine somatischen Erkrankungen, damit auch keine krankhaften Augenveränderungen festgestellt. Ein Militärarzt diagnostizierte bei ihm als Erwachsener eine leichtere Myopie (Kurzsichtigkeit) kombiniert mit einem gewissen Astigmatismus (Stabsichtigkeit), die zur Verordnung entsprechender Brillen führte. Wegen sog. trockener Augen mit heftigen Beschwerden suchte er 1893 einen Augenarzt auf (1, 2, 13).

Wir können also ziemlich sicher davon ausgehen, dass Karl May nie an einer schwereren Augenerkrankung litt, die irgendwelche Spuren hinterlassen hätte. Sicher stellten sich gewisse Altersbeschwerden ein, so die zunehmende Trockenheit der Augen, hervorgerufen durch einen Mangel an Tränenflüssigkeit. Wie aus einem Brief an seinen Verleger Fehsenfeld hervorgeht, wurde Karl May während der Niederschrift von *Old Surehand* bzw. von *Winnetou* von lästigen Augenproblemen geplagt. Von manchen Autoren wird angenommen, dass die oben genannte Trockenheit der Augen durch das Rauchen Karl Mays verstärkt wurde. Das ist durchaus möglich, denn May war ein starker Zigarrenraucher, bis er 1904 im Alter von 62 Jahren aus Angst vor einer Erblindung das Rauchen aufgab. Manche sind der Meinung, dass die altersbedingten Augenbeschwerden seine Erinnerung an frühkindliche Augenerkrankungen wieder geweckt haben könnten. Das kann natürlich so gewesen sein, Beweise haben wir für diese Ansicht aber nicht.

Andererseits hat sich Karl May in seinen Schriften auffallend häufig mit Augenkrankheiten beschäftigt In mehreren seiner Werke spielen Augenärzte als ›Helden und Retter‹ eine Rolle. Erinnern wir uns daran, dass er sich selbst bereits 1864 als Augenarzt ausgab und unter dem Pseudonym Dr. Heilig einen Patienten behandelte. Der Augenarzt Dr. Karl Sternau aus dem *Waldröschen*-Zyklus trägt deutliche autobiographische Züge (3). Karl May war mit vielen medizinischen Problemen, besonders mit solchen der Augenheilkunde, durchaus vertraut (9). So beschreibt er in *Ardistan und Dschinnistan* 1909 die ›Seelenblindheit‹ und verwendet viele Fachtermini, und im *Vermächtnis des Inka* (1891) und in *Am Jenseits* (1899) schildert er eindrücklich, dass starkes Rauchen zur ›Seelenblindheit‹ führe. Das alles könnte als Hinweis auf eine als Kind durchgemachte Augenerkrankung genommen werden. Andererseits ist aber zu bemerken, dass die Augenerkrankungen erst zur Zeit des ›Spätwerks‹ Karl Mays eine Rolle spielen, als er sich

und sein Werk von verschiedenen Seiten angegriffen sah. Dass es ihm nie an der nötigen Phantasie fehlte, belegen ja alle seine Abenteuerromane, in denen er fremde Länder und Erlebnisse in denselben sehr detailliert beschreibt, obwohl er bis zur Zeit der Niederschrift der meisten seiner Werke Deutschland nie verlassen hatte. Ganz deutlich wird die Absicht Karl Mays in dem bereits zitierten Brief an seinen Verleger Fehsenfeld vom November 1910. Er verwandte also seine angeblichen Augenerkrankungen und deren seelische Folgen als Waffe gegen seine Kritiker.

Halten wir also fest: Karl May beschäftigt sich in seinen Werken zwar auffällig oft mit Augenproblemen, einen Beweis für eine frühkindliche, über mindestens vier Jahre anhaltende, dauernde oder auch nur episodenhafte Erblindung bzw. ›Unmöglichkeit zu sehen‹ gibt es nicht. Mit Zeilinger (19) kann ich zwar eine frühkindliche, leichtere Augenerkrankung nicht ausschließen, deren Erinnerung später, als ihn altersbedingte Augenprobleme plagten, wieder aufflackerte. Eine weiter gehende Diagnose ist aber aufgrund der sehr spärlichen Hinweise ausgeschlossen, alles andere ist reine Spekulation (3, 18, 19). Wir haben einfach nichts in der Hand, was uns mehr Sicherheit geben könnte. Lassen wir also die verschiedenen Deutungen stehen, seien wir uns dessen bewusst, dass sie alle keinen ›objektiven‹ Boden haben und nehmen wir sie als das, was sie sind, nämlich der Versuch von Karl May-Verehrern, ›ihren‹ Autor von Vorwürfen zu entlasten. Freuen wir uns lieber mit den übrigen Lesern an dem phantasievollen Werk Karl Mays.

Literatur

1. Alschner, Christina: Karl Mays frühkindliches Augenleiden. In: Karl May Haus Information 19/2005, S. 38–44.

2. Düsing, Hans-Jürgen: Ich bin dreimal blind gewesen ... In: M-KMG 134/2002, S. 18–22.

3. Gerste: Von Dr. Heilig zu Dr. Sternau. Die Ophthalmologie im Leben und Werk Karl Mays. In: Zeitschrift für praktische Augenheilkunde 27/2006, S. 483–488.

4. Harder, Ralf: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays. In: M-KMG 68/1986, S. 35–38.

5. Harder, Ralf: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays. Auf: www.karl-may-stiftung.de. 14.12.1999.

6. Harder, Ralf: Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays II. In: M-KMG 124/2000, S. 16–23.

7. Harder, Ralf/Mischnick, Harald: Die Hungersnot der 1840er Jahre und ihre Auswirkungen am Beispiel Karl Mays und seiner frühkindlichen Erblindung. In: M-KMG 127/2001, S. 4ff.

8. Heilig, Peter: Karl Mays ›Seelenblindheit‹. In: Spektrum der Augenheilkunde 22/2008, S. 199–202.

9. Kluxen, G.: Die Ophthalmologie bei Karl May. In: Der Augenarzt 2/1980, S. 114–118.

10. May, Karl: *Mein Leben und Streben*. Hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1982. (Reprint von: Karl May: *Mein Leben und Streben*. Freiburg 1910).

11. Mischnick, Harald: „… weder blind geboren …". Auf: www.karl-may-stiftung.de. 10.10.1999.

12. Roxin, Claus: Karl May, das Strafrecht und die Literatur. In: JbKMG 1978/79, S. 9ff.

13. Thomas, William E.: Karl Mays Blindheit. In: M-KMG 123/2000, S. 5ff.

14. Thomas, William E.: Karl Mays Blindheit II. In: M-KMG 123/2000, S. 5ff.

15. Thomas, William E.: Karl May und die „dissoziative Identitätsstörung". In: JbKMG 2000, S.195ff.

16. Thomas, William E.: Karl May: Blepharospasmus aufgrund Vit. A-Mangels. In: Zeitschrift für praktische Augenheilkunde 28/2007, S. 171–172.

17. Wohlgschaft, Hermann: Karl May. Leben und Werk. Biographie. Bd. 1. Bargfeld, 2005, S. 48–57.

18. Zeilinger, Johannes: Karl Mays frühkindliche Blindheit– eine Legende? In: JbKMG 2000, S. 179–194.

19. Zeilinger, Johannes: Ist das nicht Gleichnis? Nicht bildlich? Gewiß! Notwendige Klarstellungen zur Blindheitsdiskussion. In: M-KMG 127/2001, S. 13–23.

Prof. Dr. Heinrich Witschel ist ehemaliger Direktor der Universitäts-Augenklinik in Freiburg i. Br.

Unser Lesetipp

Peter Richter: Bilder aus Ardistan. Karl-May-Stätten in Sachsen.
Sonderheft Nr. 61–63, 240 S., 7,-- €.

Einen authentischen „optischen" Eindruck der sächsischen Orte, die mit Mays Biografie in Verbindung stehen, verschafft dieses frühe Sonderheft der KMG. Es wurde 1986, noch zu DDR-Zeiten, erstellt, sodass die zeitgenössischen Aufnahmen viele Orte in einem Zustand zeigen, der heute verloren ist.

Zu beziehen über die Zentrale Bestelladresse der KMG.

Joachim Biermann

›Fragen und Antworten‹

Aus den Leserbriefspalten des ›Guten Kameraden‹ (VII)

Mit dieser weiteren Folge unserer Serie setzen wir die Dokumentation der Rubrik ›Fragen und Antworten‹ des 3. Jahrgangs des ›Guten Kameraden‹ fort. Deren großer Umfang bringt es mit sich, dass wir sie auch im nächsten Heft noch werden fortführen müssen.

*

Der Gute Kamerad‹, 3. Jahrgang 1888/89 (II),
Rubrik ›Fragen und Antworten‹

Elektrotechniker in Sachsenhausen. Du ſchickſt uns ein Rätſel ein, deſſen ſich, wie Du ſchreibſt, das „ongelukkigſte nijlpaard nicht zu ſchämen braucht, en paar jeliehene Krokodilsthränen zu vergießen". Du wirſt mal ein berühmter Litteraturkritiker werden.

Nr. 19, S. 303
(Anfang Februar 1889)

Fritz Cohn in Berlin. Die Erzählung „Der Geiſt der Mano eſtakata" beginnt mit Nr. 19 des II. Jahrganges. Die einzelne Nummer koſtet 20 Pf.

Nr. 19, S. 304

G. v. Jordan. Du willſt die genaue geographiſche Angabe der „Villa Bärenfett." Wir haben Maſter Hobble Deinen Wunſch mitgeteilt, er wird wohl demnächſt antworten.

Nr. 21, S. 335
Karl May hatte den dann in Nr. 25 erschienenen Text *Villa Bärenfett* vermutlich bereits zugesagt.

Trieſt, via Forni. Ihr habt gelacht und eben dieſelbe Sendepiſtel hat den Maſter ſehr, ſehr erzürnt. Ihr kennt ja das ſchneidige Kerlchen, wie wild es werden kann.

Nr. 21, S. 335
Dieser Hinweis nimmt wohl Bezug auf das ›Offene Sendkapitel‹ in Nr. 12 des Jahrgangs, das die Redaktion hier mit der *Oeffentlichen Sendepistel* des Hobble-Frank in Nr. 52. des 2. Jahrgangs zu verwechseln scheint.

Treuer L. F. Die Preiſe der Hektographen ſind ſehr verſchieden. Sie ſind in jeder Schreibmaterialienhandlung zu haben. Willſt Du Dir nicht ſelber einen machen? Wenn Du die „Fragen und Antworten" zurück blätterſt, wirſt Du wiederholt Anleitung finden. — So, Mijnheer van Aardappelenboſch imponiert Dir ſehr. Du leideſt wohl auch an Appetitloſigkeit?

Nr. 21, S. 335

Vindobonensis. Wenn Du den früheren Beruf des wackeren Moritzburgers anzweifelst und ihm vorwirfst, er hätte dereinst vielleicht wohl ein paar Maulwürfe oder Spatzen erlegt, doch seine waidmännische Befähigung sei nicht weit her, so sei froh, daß Du in Wien bist und er auf seiner „Villa Bärenfett" hauset. Solche Verdächtigungen sind doch gewagt und wir glauben nicht, daß der kühne Westmann derlei, bei aller Gemütlichkeit, die ihm im Grunde des Wesens innewohnt, so ohne weiteres einstecht. Er kann — erinnere Dich seiner Wort- und Waffengefechte — fürchterlich werden! — Für die Ankündigungen im „Tauschmarkt" berechnet der „G. K." nichts. Das wäre auch wenig kameradschaftlich. Für den zugeführten Abonnenten herzlichen Dank.

Nr. 21, S. 336
Mit solch ausführlichen Antworten versuchte die Redaktion ganz offensichtlich, das weiterhin vorhandene Interesse an der Figur des Hobble-Frank wachzuhalten und weiter anzustacheln. Oder dürfen wir vermuten, dass diese Antwort, soweit sie den Hobble-Frank betrifft, von May selber formuliert wurde?

X. Y. Z. Du behauptest, daß der „Dammarlack" so durchsichtig wie der Unsinn sei, den Master Hobble vom Stapel gelassen hat. Dagegen läßt sich, im Vertrauen gesagt, wenig einwenden. Nur finden wir, daß Deine Aeußerung bei der Schneidigkeit und Schlagfertigkeit des großen Westmanns etwas gewagt ist. Er bringt es fertig, Dir zu beweisen, daß der Dammarlack trüb wie eine Lehmpfütze ist. Gegen den kommt man nicht auf. Wenn Du uns, wie Du schreibst, nächstens besuchen wirst, können wir ja ein weiteres Wörtlein darüber reden. Einstweilen kameradschaftlichen Gruß!

Nr. 22, S. 351
Wenn wir dem Pseudonym trauen dürfen, ist es erneut Hermann Grombacher, der sich hier kritisch zu Wort meldet. (vgl. die Anmerkungen zu Nr. 12, S. 191/192).

Rudolf in **Neu-Ulm.** Du zählst leider zu denjenigen, an die die Antwort Seite 271 mittlere Spalte C. B. in C. gerichtet zu sein scheint. Der Master hat nichts mehr von sich hören lassen.

Vgl. Nr. 17, S. 271. – Rudolf Morgenroth in Neu-Ulm war ein weiterer Gewinner des Preisrätsels (in seiner Auflösung *Meine lieben Kameraden!* in Nr. 7 verät uns der Hobble-Frank seinen vollständigen Namen) und hatte wie C. B[rodbeck] in C[hemnitz] das versprochene Bildnisporträt des Hobble-Frank nicht erhalten und nunmehr eingefordert.

Ix Ypsilon aus Zell, also der letzte im Alphabet. Deshalb sollst Du doch unser lieber Kamerad sein! Deine Schlittschuhe sind so sehr rostig und Du willst sie blank haben. Reibe mal tüchtig mit einem in Petroleum getränkten Lappen. — Daß ihr alle so neugierig seid, wie's auf Villa „Bärenfett" aussieht? Eurem Wunsch soll demnächst willfahrt sein. Wir wollen dem Master Hobble keine Ruhe lassen, bis er endlich mit einer Beschreibung herausrückt.

Nr. 22, S. 351
Offenbar hatte May die versprochene Beschreibung der Villa Bärenfett noch nicht geliefert. Doch bereits in Nr. 25 konnten die jungen Kameraden sie lesen – May muss sie also erst kurz vor Drucklegung dieser Nummer an die Redaktion geschickt haben.

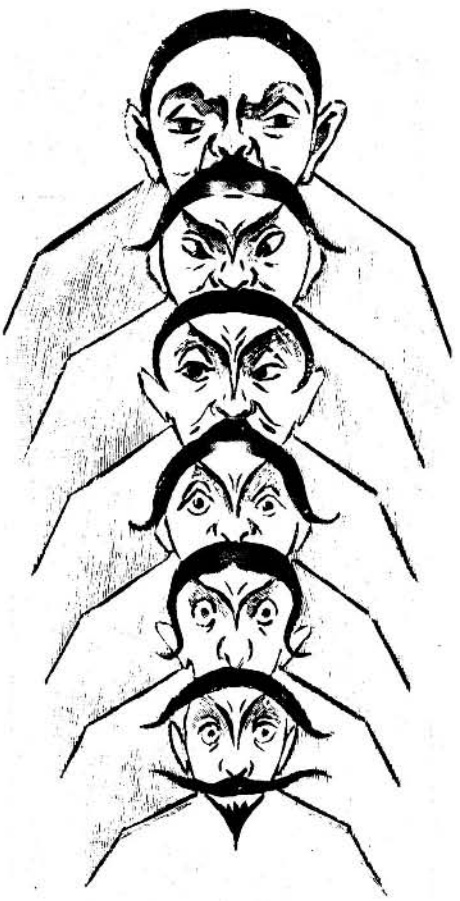
L. W. in H. Danken der Nachfrage. Quynci ergeht es recht gut, er wird sich in Bälde die Epauletten verdient haben und dann hoffentlich wieder mal etwas von sich hören lassen. — Deine Wünsche haben wir Mr. Hobble mitgeteilt und denken, er wird bald antworten. — Der Vorname Ludwig ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: Der ruhmvolle Kämpfer, der sehr Tapfere, der berühmte Held.

Zu Quincy vgl. die Anmerkungen zu Nr. 13, S. 207, des 2. Jahrgangs (M-KMG Nr. 160, S. 38).

Κάρλ Μόδες, τερτιάνερ. Heimdall Turnerſtick, der Generalmajor und große Wukuan hat ſeine Paſſagiere ſ. Z. ab Bremen durch das Mittelmeer und den Suezkanal geführt. Auf der Höhe von Aden hatte die Geſellſchaft einen böſen Sturm zu beſtehen, der in Bezug auf Seekrankheit inſonders dem Gottfried arg zuſetzte. Da vergaß er aufs Fagottblaſen!

Nr. 22, S. 352
Angesichts der vielen neuen Details zur Reise der Helden um Kapitän Heimdall Turnerstick und den Blauroten Methusalem von Deutschland nach China erscheint es mehr als wahrscheinlich, dass es Karl May selber war, der diese Antwort an den Tertianer Karl Moser formulierte.

Oblett Oskar und **Gialuſſi Alex. Dickwänſte.** Hobble Frank dankt für die gütige Nachfrage. Es ergeht ihm ganz trefflich. Noch wohler würde ihm ſein, wenn es bald wieder einmal „losginge". Er ſcheint ſich auf einen Zug nach Afrika vorzubereiten, um den Sklavenhändlern endlich den Garaus zu machen. — Dem Setzerlehrling ſollen wir mitteilen, er ſoll Deinen Brief ungeſchoren laſſen? Das laſſen wir bleiben, das hieße in ein Weſpenneſt ſtechen.



Aus Gottfried von Bouillons Reiſeſkizzen.

Nr. 22, S. 352
(Ende Februar 1889)
Seit Ende Januar 1889 arbeitete Karl May an der neuen Erzählung für den Guten Kameraden *Die Sklavenkarawane.* Die Annahme der Redaktion, der Hobble-Frank werde an der Reise nach Afrika teilnehmen, sollte sich allerdings als irrig erweisen.

Nr. 22, S. 352

Fragen und Antworten.

Aus Budapest erhalten wir, dem Namen nach wahrscheinlich von einem magyarisierten jungen Chinesen, das nachstehend paprizierte Opus. Der „G. K." braucht nichts hinzuzufügen, Sprache und Zweck ist ja klar:

Lieber Hobble-Frank!
Demutvollst kreuch ich heran
Zu dir, du kluger weiser Mann!
Ich zittre; doch ich will es wagen
Dir eine Bitte vorzutragen.
Wenn Sokrates ein Stern am Geisteshimmel war,
Bist du die Sonne, das ist klar.
Und war der Kant ein dummer Mann,
Man dich den Weisesten der Weisen nennen kann;
Wollt' ich dich preisen nach Gebühr,
Es reichten kaum zehn Ries Papier,
Ich braucht' ein Federrohr wie eine Flinte
Und einen ganzen Bodensee voll Tinte.
Drum schleiche ich heran mit zagenden Tritten
Um dir vorzutragen meine großen Bitten:
„Welch ein Feldherr, wo er auch habe gestritten,
Im Sieg, der ihn begleitet, auf allen seinen Tritten,
Ist einer größer wie du, in seinen Thaten?"
Das ist eine Knacknuß; nun hast was zu raten!
In Versen schreibe die Antwort, leuchtendstes der Lichter,
Daß du bekannt werdest als ein großer Dichter.
Denn was du auch jetzt bist, ohne alle Fragen
Daß du noch nicht gedichtet, das muß die Welt beklagen
Und wenn mein Vers wo hinket, verzeih' es, bitte, mir,
Das, Hobble-Frank, du guter, macht er bloß nach dir,
Und daß er nicht voll ist mit Klugheit und Verstand —
— Siehst du!? — Jetzt wirst mich der Pegasus gar noch hinab in den Sand.

Paprika Jankfing.

Nr. 23, S. 367
Auf die erste Probe dichterischen Könnens des Hobble-Frank mussten die guten Kameraden noch eine ziemliche Weile warten: Im 5. Jahrgang, Nr. 40, S. 560a (Juni 1891) findet sich das erste dem Hobble-Frank zugeschriebene Gedicht, vermutlich aus Mays Feder. Ein zweites sollte im 10. Jahrgang, Nr. 41, S. 574a folgen (vgl. M-KMG Nr. 158, S. 37).

Franz Xaver. Ob Mijnheer von Nardappelenboich fünfundzwanzig große Tiroler Speckknödel, wie ihr sie zu Hause habt, auf einen Sitz aufessen könnte? Kleinigkeit!

Nr. 23, S. 367

L. W. in H. Etwas Geduld! Wir haben Mr. Hobble um eine Beschreibung seiner „Villa Bärenfett" gebeten, er hat freundlichst zugesagt und wird bei dieser Gelegenheit wohl auch auf seinen Goldklumpen zu sprechen kommen. Gruß kameradschaftlichst erwidert.

Nr. 23, S. 368
Das Interesse an der Villa Bärenfett scheint groß gewesen zu sein. In praktisch jeder Nummer (bis zur Nr. 25, wo die Beschreibung endlich erschien), gibt es eine diesbezügliche Anfrage zu beantworten.

Karl von Schmitzhausen. Die betreffende Adresse lautet: Kötzschenbroda — Dresden.

Nr. 23, S. 368
In Kötzschenbroda (›Villa Idylle‹) wohnte Karl May seit dem 1.10. 1888.

W. D. Schwerin. Old Shatterhand ist wohlauf und läßt Gruß bestens erwidern.

Nr. 24, S. 383

August Görling zu Köln a. Rh. Daß Du ein lustiges Kölner Kind bist, das merkt man. Die Fastnachtsstimmung hat Dir das wohl angethan. Vielleicht findet sich unter unseren Kameraden ein Musici, der zu Deinen lustigen Reimlein hübsch feine Noten zu setzen weiß. Wir kaufen uns dann insgeheim einige Dutzend echt chinesische Gongs und tragen das Opus an unserem „Hunderttausend-Abonnenten-Jubelfeste" vor. Ist Gottfried von Bouillon bis dahin zurückgekehrt, so muß auch er mit seiner Oboe herhalten. Das gibt dann einen Heidenspaß!

Nr. 24, S. 383
Nach dem Hobble-Frank wurde nun auch dem Mijnheer van Aardappelenbosch die Ehre zuteil, von einem jungen Leser bedichtet zu werden.

Unser Mijnheer.

Unser Mijnherr, viel geliebet,
War bis in den Tod betrübet —
Hat gegessen Katerfleisch.

Opium trank er in dem Weine,
Dieses schlug ihm in die Beine,
Lag darum ganz totenbleich.

Der Studiosus wußt' ein Mittel,
„Gänsebraten" hieß der Titel
Und der Mijnherr wurde wach.

Reibt die Augen, streckt die Glieder,
Gähnt einmal und schläft dann wieder,
Auf dem Bauch er wieder lag.

Die chinesischen Piraten
Wollten holen nun den Braten,
Bohrten in die Thür ein Loch.

Aber Richard, ohne Zagen,
Schoß den Frevler in den Magen —
Dieser war des Schiffes Koch.

Einen Stinktopf, groß und bieder,
Ließen jetzt die Braven nieder,
Zu des Schiffes Fensterlein.

Doch der „Blaue" ohne Schonen,
Schoß schnell ein paar blaue Bohnen,
Dem Halunken in das Bein.

Mijnherr wurde nun lebendig,
Sprach: „Ich fühl' mich ganz elendig,
Wie im Nil ein duf'lig Parth."

Was sich weiter nun begeben,
Werden wir ja bald erleben,
Nun adieu mein Kamerad.

Will ans Herz dir nur noch legen,
Mir den Mijnherr wohl zu pflegen,
Sein gedenk' ich früh und spat.

Hermann Grombacher. Die Münze mit dem durch die Mitte gehenden Loche ist eine chinesische und häufig vorkommend. Die Chinesen tragen keine Portemonnais in unserem Sinne, sondern halten ihre Münzen, wie Du von dem Kapitän und großen Wu-kuan Heimdall Turnerstück weißt, an Schnüren aufgereiht. — Die Münze mit dem Becher und Baume mit altjüdischer Schrift ist eine altjüdische Münze aus der Zeit um Christi Geburt — das vorliegende Stück dürfte wohl nur eine der ziemlich häufigen Shekel-Copieen sein. — Die kleine Münze mit Wappen vom Jahre 1766 ist zweifelhaft. Die große Kupfermünze mit den Kriegern dagegen eine Denkmünze auf die 1. französische Revolution, sehr schön geprägt, aber häufig.

Nr. 24, S. 383
Hermann Grombacher, der zuvor bereits mehrfach unter dem Pseudonym X. Y. Z. aufgetreten war, war offenbar ein eifriger Leser und Leserbriefschreiber der Zeitschrift.

Alfred K. in Wien. Master Hobble hat heute, wie Du vielleicht schon bemerkt haben wirst, selbst das Wort ergriffen. Eine ausführlichere und gediegenere Antwort wirst Du Dir kaum erhofft haben. Grüße bestellt, werden herzlich erwidert.

Nr. 25, S. 399 (März 1889)
In diesem Heft erschien die von Karl May verfasste, mit *Hobble-Frank* unterzeichnete Skizze *Villa Bärenfett.*

J. K. in R. bittet seine lieben Kameraden um die Mitteilung einiger Betriebswerke für seine Dampfmaschine. — Was, Mijnheer van Aardappelenbosch wäre nicht tapfer? Weißt Du, was er darauf antworten würde? — Hat er nicht selbst schon gesagt: „Wij zijn tappere veldheeren en mannen?“ Wer möchte nach dieser kühnen Stinktopfaffaire noch daran zweifeln!

Nr. 25, S. 399

Lieber Onkel Hobbelfrank! Da De so dreiherz'g warscht un dieweil De Dich so unterschriewen hast, so därf 'ch Dich doch so nennen? nich wahr? Ich wollte gerne mit Dir in nähere Begannschaftssituwation treten und so gedenke ich, mich Dir vorzuschdellen: Mei' Vater hat mich uff Namen in Baulchen Bechdor von Schteinewidz ins Dorfbuch geschriewen un so hab' ich denn ooch bis heide geheeßen. Ich bin Dir seid eenem Jahre in der Schdatt Burschenroda, friher wohnte ich in der Filla „Rocktaschenuhrzippel“ bei Schleidity un hadde schönstenz un viele von Dir geheert. Nu meecht ich Dich bloß um eens un alles fragen, warum haste mir als Grundschdeennachbar noch nich besucht, hawen Dich Deine dieffinnigen Freunde aus der Lahno messerkathi gar nich fortgelassen? Heerschte noch eens! Wenn du 'n Vestbrohlog mol schbrichst, so vergiß nich, daß de ich ooch mid nein blabbern därf. Uff Andwort lauert Dei Gesinnungsneffe Baulchen von Schteinewidz.

Nr. 27, S. 431
Offenbar bringt die Nr. 27 bereits erste Reaktionen auf die Skizze *Villa Bärenfett.* Diese Zuschrift und die folgende zeigen die Bandbreite der Rezeption der Figur des Hobble-Frank – der eine Leserbriefschreiber macht den Spaß mit, dem anderen läuft die Galle über.

An **Mosjö Hobble Frank.** Seit langer Zeit lesen wir schon Deine Kalauer. Bis jetzt haben wir sie stillschweigend ertragen, doch endlich läuft uns die Galle über und unser Geduldfaden zerplatzt. So einem Maulhelden muß man endlich auch einmal etwas auf seine Speiseöffnung geben. Wohl bekomm's, Herr Konfusionsrat! Deine Villa „Bärenfett“ ist wohl auch ein Schwindel, denn im vorigen Sommer machten wir eine Ferienreise und als wir an die Elbe kamen, konnten wir nichts von einer Villa Bärenfett und von einem Hobble Frank erfahren. Wahrscheinlich bist Du mit samt Deiner Villa

Nr. 27, S. 431/432

Bärenfett wieder nach dem Westen gereist, damit die Indianer Dir endlich Deinen dicken, dummen Schädel einschlagen können.*) In Deiner Rumpelkammer (Oberstübchen) scheint es ähnlich auszusehen, wie in der Turnerstiefs, denn Deine Kenntnisse der Weltgeschichte hast Du sicher aus demselben Brunnen geschöpft, wo jener seine Sprachkenntnisse her hat. Eher kannst Du Deinen Freund Aardappelenbosch zu einem Streichhölzchen umwandeln, als dieses bestreiten. Schließlich begrüßen wir Dich herzlich; sei nicht böse, wir möchten uns nicht jetzt schon von Dir skalpieren lassen, dazu ist uns unser — Dir übrigens weitaus überlegenes Haupt — doch viel zu lieb. Bernhard und Bruno Pflug in Riga." — Nun, über die Villa Bärenfett werdet Ihr wohl beruhigt sein, seit Ihr Hobbles Beschreibung in Nr. 25 gelesen habt, nicht?

William Müller, Godesberg, F. Namreffa. Eine Anleitung zum Ausstopfen von Vögeln wird binnen kurzem im „G. K." erscheinen. Wie der Hund des blauen Methusalem heißt? Cäsar. Nr. 27, S. 432

Turning ti-king kuangan ter-fu-tsiang Lonking undung Friedring. Seid also ein paar Schlitzäugige. Sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen. Tsching, Tsching! — Das Erlebnis, das Ihr dem „G. K." mitzuteilen die Absicht habt, ist so fürchterlich, daß ihm die Haare zu Berge steigen werden? Nun, auf ein bißchen mehr oder weniger Entsetzen ob des allmorgendlichen Briefeinganges kommt es nimmer an. Er kann's ertragen. Sendet nur! Tsching, Tsching! Nr. 27, S. 432

Verein Fidelitas, Altenburg. Ihr habt einen Verein gegründet zur Hebung und Kultivierung guter und schlechter Witze ꝛc. ꝛc., der außer den Vorständen leider nur ein Mitglied zählt. Zur Vereinszeitung ist natürlich der „G. K." auserkoren worden. Das Kong-Kheou findet gebührendermaßen allgemeinen Beifall, doch ist Euch bis jetzt dunkel geblieben, wie eigentlich die berühmten chinesischen Stinktöpfe beschaffen sind. Nun, der „G. K." ist in der Lage, Euch mit einer Schilderung bester Quelle zu dienen: „Indem ik jetzt ook zeere goed und snell duitsch schrijven kan, heeft der ‚Goede Kamerad' mij gebeden, daß ik zelbst Ihnen zegaen zal, wat et voor eene Bewandtnis met den chinesischen Stinktöppen het. — Früher hadden deze ongelukkige Nijlpaardtöppe allerdings eenen Zünder, doch niet van ‚Kuhdünger', zondern aus Boomswammp. Gij zijt alzoo zeer falsch berichtet! Jetzt hebben deze Töppe geene Lunte mehr. Zij worden gefüllt met eenem Pulver aus Asant, Bloemen van Sterculia, Holz van Anagyris, Kalkspat und Schießkruit. Daartoe kommen Phosphor und annere Apothekerzachen, welke snell und viel Stickstoff geven, und zuletzt eene Masse, die zoofort explodiert, wenn der Topp zerbricht. Dat moet eenen Stank geven, der in alle Winkel kruicht und gaar niet uitzuhalten is. Alle Schepsels fallen daaraan in Ohnmacht und rufen nachterheer: ‚Blexem, de Lucht is niet goed!'" — Zoo, jetzt ben ik fertig und wünsche dezer lieven und voorbeeldeloszen Fidelitas voor alle Daage und immerfoort een goedes Middag- und een nog beteres Avondeten und daarbij den Appetit van ihrem dappern

Mijnheer van Aardappelenbosch.

Nr. 28, S. 447

Es ist zwar nicht auszuschließen, dass die Beschreibung der Stinktöpfe, die hier dem Mijnheer van Aardappelenbosch in den Mund gelegt wird, von Karl May stammt, doch ergeben sich ob des Inhalts daran gewichtige Zweifel. May vermochte dem deutsch-niederländischen Kauderwelsch des Mijnheer in der Regel spritzigere Pointen abzugewinnen. Ein kleines Detail mag dies noch zusätzlich belegen: May hätte mit einiger Sicherheit am Ende des Textes „dapperen" und nicht „dappern" geschrieben.

Für Paprika-Jankſing, Jüngling in **Budapeſt**, liegt bei der Redaktion „e Boem", verfaßt von Hobble Frank. Sollen wir's ſenden oder an dieſer Stelle veröffentlichen?

Nr. 28, S. 448

Mit ziemlicher Sicherheit stammte dieses Poem von May selbst. Schade, dass es der Empfänger offenbar vorgezogen hat, einer Veröffentlichung im ›Guten Kameraden‹ nicht zuzustimmen.

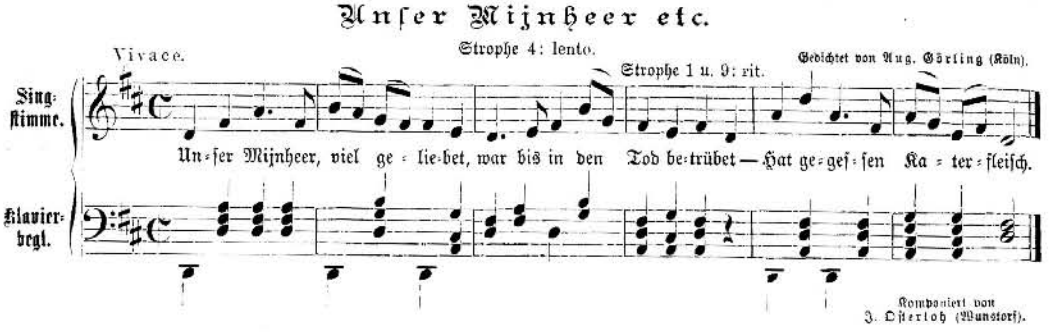
Dummkopf in **Halberſtadt.** ad 1. Nur das aus den Endbuchſtaben gebildete Wort. — ad 2. Gewiß, wenn es Dir beliebt, der Villa Bärenfett einen Beſuch zu machen. — ad 3. Jedenfalls werden wir die kühnen Chinareiſenden dazu einladen.

Nr. 29, S. 464

J. O. in **W.** ſchreibt: „Die herrliche Geſchichte, die uns der diesjährige Jahrgang des ‚Guten Kameraden' bringt, hat mich bis jetzt ſehr prachtvoll intereſſiert. Iſt ſie doch mitunter grad' zum Radſchlagen. Ebenſoviel Intereſſe erweckte aber auch das von einem Kameraden eingeſandte Gedicht in mir. Der Aufforderung folgend, habe ich mich als tüchtiger Komponiſt ſogleich hingeſetzt und die Kompoſition zu dem Gedichte gemacht. Gefällt ſie Dir? dann teile ſie den Kameraden ſchnell mit, damit wir uns etwas vorüben, um den Geſang am ‚Hunderttauſend-Abonnenten-Jubelfeſte' flott vortragen zu können. Ich wollte, ich wäre auch dabei, damit ich mein großes Werk (? ? ?) mit anhören könnte. Proſit!"

Nr. 31, S. 495/496

J. Osterloh in Wunsdorf hat das Gedicht von August Görling aus Köln vertont, das in Nr. 24 veröffentlicht wurde. Ein weiterer Beleg, wie erfolgreich Mays *Kongkheou* war, trotz der Bedenken, die die Redaktion ursprünglich veranlasst hatten, die Erzählung um ein Jahr zurückzustellen.



A. Suckau. Wenn Du von dem „hochgeehrten Präriejäger Mr. Hobble" Näheres hören willſt, dann mußt Du eben ſeine im erſten und zweiten Jahrgang des „G. K." veröffentlichten Erlebniſſe leſen. Du wirſt es nicht bereuen. Seine Anſichten, die er bei dieſen und jenen Gelegenheiten zum beſten gibt, ſind ſehr intereſſant.

Nr. 32, S. 511

Rich. G. Du biſt der Meinung, daß wir dem dicken Mijnheer van Aardappelenboſch, wenn er nach Europa zurückkehrt, ein großes, ausgeſuchtes Feſteſſen geben ſollten. Ganz einverſtanden! — Wenn es Deinen Fröſchen nimmer ſchmeckt, dann laſſen ſie ſelbſt die beſten Leckerbiſſen völlig unbeachtet liegen. Gib ihnen reichlich, wie viel notwendig iſt, wirſt Du bald merken.

Nr. 32, S. 512

Erwin Müller

Die Fundstelle (37)

Am 22. März 1969 wurde in Hannover die Karl-May-Gesellschaft gegründet. Sie feierte 2009 ihr 40-jähriges Bestehen. Die Gründer hatten sich zum Ziel gesetzt, Leben, Werk und Wirkung Karl Mays zu erforschen und zu dokumentieren. Aus bescheidenen Anfängen heraus hat diese Arbeit inzwischen einen Umfang angenommen und ein Niveau erreicht, von dem vor 40 Jahren niemand zu träumen gewagt hätte. An zwei Beispielen aus einem Lexikon für junge Leser, das 1978 erschienen ist,[1] wird der Erkenntnisstand in Sachen Karl May zwischen damals und heute überdeutlich.

Hinter dem Stichwort „Maverick" und vor „Medizin" und „Medizinmann" findet sich der Beitrag „May, Karl (18142–1912)"[2]

„Autor von vielen Büchern, die vom Wilden Westen erzählen.
Ob der »Volksschriftsteller« und Lehrer Karl May den Wilden Westen tatsächlich mit eigenen Augen gesehen hat, war bis vor kurzem noch umstritten. Er selbst hat nichts zur Aufklärung dieser Frage beigetragen. Im Gegenteil, er setzte eine phantastische Old-Shatterhand-Legende in die Welt. Als nämlich die Leserschaft damals so begeistert und bereitwillig die erfundenen »Reiseerzählungen« von Karl May glaubte, da konnte der »berühmte Weltreisende« der schmeichelhaften Verlockung nicht widerstehen. Er ließ sich als »Old Shatterhand« feiern, der alle Abenteuer im Wilden Westen »selbst erlebt« habe.
Bis zuletzt betonte May, sich früher mehrfach in Amerika aufgehalten zu haben. Dem gläubigen Publikum erzählte der Bestsellerautor, »Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand«, von mehr als 20 Amerikareisen. Bei seinen Erzählungen saß ihm der Schalk im Nacken. Des öfteren verkündete der »gefeierte Reisende« in aller Öffentlichkeit, er kehre nun wieder zu den Apachen zurück, um dort, anstelle von → Winnetou, »35 000« Kriegern zu befehlen und sie zu führen. Ein andermal flunkerte er von einer Mission bei den Apachen, deren Häuptling er sei. Im Herbst 1897 verriet er seinen dankbaren Lesern erneut von einer bevorstehenden Amerikareise. Dieses Mal wolle er Winnetous einsames Grab besuchen, bei den Apachen einkehren und sich in den Rocky Mountains einen Grisly-Bären holen.
In Wirklichkeit hat der alte Schwindler den wilden Westen nie gesehen. Er kannte ihn nur aus Büchern und erlebte seine Abenteuer am Schreibtisch.
Auch seine »besten und berühmtesten Gewehre des Wilden Westens«, die »Silberbüchse« und der »Bärentöter«, stammen von einem Büchsenmacher aus Dresden. Den sagenhaften »Henry-Stutzen«, ein gewöhnliches → Winchester-Gewehr, kaufte Karl May noch im Jahre 1902.
Erst im Jahre 1908, vier Jahre vor seinem Tod, bereiste Karl May als alter, müder Mann, von gehässigen Gegnern verfolgt, zum erstenmal Amerika, das Land seiner Träume."

1 Wolfgang Brau: Wilder Westen von a–z. Wie der Wilde Westen wirklich war. Franz Schneider Verlag, München/Wien 1978.
2 Ebd., S. 149–151.

Willi Vocke

Der Schrei aus der Zukunft

Repetition als erzählerisches Mittel in zwei motivgleichen Episoden aus Mays frühen Indianerromanen *Der Waldläufer* und *Der Sohn des Bärenjägers*

Der klassische Abenteuerroman ist gewöhnlich einsinnig[1] erzählt, d. h. ein auktorialer bzw. ein Ich-Erzähler erzählt die Geschichte ohne Bruch durch. Die Handlungsführung ist linear, folgerichtig und chronologisch geordnet. Auf Karl Mays Bearbeitung des ›Waldläufers‹ von Gabriel Ferry trifft diese im Allgemeinen sicherlich richtige These[2] aber gewiss nicht in vollem Umfang zu. Die Handlung ist ziemlich verschachtelt, und eine Fülle von Rückblenden bedingt häufige Orts- bzw. Perspektivwechsel und zeitliche Überschneidungen.[3] Mays auktorialer Erzähler nutzt alle Freiheiten, die er per definitionem genießt: Er steht als allwissender ›Urheber‹ (lat. ›auctor‹) souverän über der von ihm geschaffenen Welt, hält die Fäden der Handlung in der Hand und lenkt sie gemäß seinen Intentionen. Er macht sich ›sichtbar‹ oder hält sich im Hintergrund. Er fächert die Handlung in mehrere Stränge auf, um lokal getrennten Personen oder Personengruppen zu folgen. Damit kann er, da er auch an kein zeitliches Nacheinander des Erzählten gebunden ist, das gleichförmige Fortschreiten der Geschichte durch Neuansätze und chronologische Umstellungen aufbrechen. Er versucht beispielsweise auch simultane Vorgänge in separaten Erzähllinien in ihrem synchronen Ablauf zu zeigen, was ihn allerdings vor gewisse Probleme stellt: Im Gegensatz zur Bildenden Kunst ist die Dichtung ja an die Zeit ge-

1 Der Begriff stammt von Eberhard Lämmert: Lämmert unterscheidet drei Typenreihen von Romanen, in die die möglichen Varianten eines Typus linear eingeordnet sind. Seine zweite Typenreihe reicht von der „einsinnig erzählten“ zur „umgestellten“ oder „aufgesplitterten“ Geschichte. Eberhard Lämmert: Bauformen des Erzählens. Stuttgart 1955, S. 35ff.

2 Vgl. etwa Franz K. Stanzel: Typische Formen des Romans. Göttingen 1964, S. 59: „Die einsinnige Erzählung ist häufig […] im Reise- und Abenteuerroman […] anzutreffen“.

3 Vgl. dagegen Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. 2. erw. u. berarb. Aufl. Würzburg 2001, S. 434: „Durch Mays Bearbeitung hat der ursprüngliche ›Waldläufer‹ in vieler Hinsicht gewonnen. […] Die häufigen Rückblenden sind einer chronologischen Handlungsfolge gewichen.“

bunden, d. h. gleichzeitige Vorgänge können nur sequenziell geschildert werden.[4] Mays Erzähler versteigt sich sogar dazu, ein und dasselbe Geschehen aus verschiedener Perspektive zweimal zu erzählen. Das allerdings ist, da er im linearen Erzählen verharrt, ein kühnes Unterfangen. Vor allem unter diesem Aspekt analysiert die folgende Untersuchung die erzähltechnische Gestaltung einer Episode aus der ›Waldläufer‹-Bearbeitung von 1879 und stellt ihr eine zweite aus dem acht Jahre später erschienenen *Sohn des Bärenjägers* vergleichend gegenüber. Inhaltlich ist beiden Textabschnitten eins gemeinsam: das zentrale Motiv des ›Schreis‹.

1. Der ›Urschrei‹ – Gabriel Ferry: Der Waldläufer

Bevor wir uns der ersten Textstelle zuwenden, dem Kapitel *Im Goldthale* in Mays sehr freier Bearbeitung von Gabriel Ferrys Roman, kommen wir nicht umhin, einen Blick auf die Gestaltung der Szene im Original zu werfen:

Im 40. Kapitel von Ferrys ›Waldläufer‹ wird das „Val d'Or", das sagenhafte Goldtal, zum Treffpunkt von acht Personen, die teilweise voneinander wissen und so auch in direkte Berührung kommen, zum Teil aber die Gegenwart des anderen nur ahnen. Es sind dies der Schurke Cuchillo, eine Vierergruppe um den Bösewicht Don Estévan alias Graf Antonio von Mediana, die sich wie Cuchillo das Gold unter den Nagel reißen will, und eine Dreiergruppe um den kanadischen Waldläufer Bois-Rosé. Eine wichtige Rolle dabei spielt die Szenerie: Vor den Nebelbergen der Sierra erhebt sich „wie ein vorgeschobenes Bollwerk" (100)[5] eine einzelne, oben abgeflachte Felspyramide, vor der wiederum eine weite Ebene sich ausbreitet. Auf der Plattform des Felsens markieren zu den Füßen zweier Fichten ein festgezurrtes Pferdeskelett und im Winde flatternde Skalpe das Grabmal eines Apachenhäuptlings. Dahinter stürzt ein Wasserfall in ein enges Tal, das auf der einen Seite durch einen See „mit regungslosem Wasser" (103) begrenzt ist: das von dichtem Lianengebüsch, Weiden und Baumwollstauden versperrte Val d'Or.

In dieser Naturkulisse, die er über Seiten aufgebaut hat, erwartet

4 Vgl. Lessing: Laokoon, Kap. XVI: „Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander, oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander, oder deren Teile aufeinander folgen." Gotthold Ephraim Lessing: Gesammelte Werke. Hg. v. Wolfgang Stammler. 2. Band. München 1959, S. 875.

5 Zitiert wird nach der deutschen Übersetzung von G. Füllner, die auch May benutzte. Gabriel Ferry: Der Waldläufer. Scenen aus dem mexicanischen Waldleben. Vierter Theil. Aus dem Französischen von G. Füllner. Halle 1851.

der Erzähler gewissermaßen die Ankömmlinge: Bei Tagesanbruch kommt die Dreiergruppe mit den Jägern Bois-Rosé und Pepe und dem jungen Fährtensucher Fabian alias Tiburcio Arellanos bei der Pyramide mit dem Häuptlingsgrab „zum Vorschein". (103) Fabians Adoptivvater, der Entdecker des Goldtales, ist weiland von Cuchillo ermordet worden. Der Erzähler, der sich bisher ausführlich mit der Szenerie und dem atmosphärischen Werden des Tages von der Dunkelheit der Nacht über die Morgendämmerung mit ihren Nebeln bis zum Blitz des ersten Sonnenstrahls beschäftigt hat, begleitet von da an diese Gruppe. Plötzlich wird klar, dass die drei nicht allein sind: Vom indianischen Grabmal her ertönt ein unerklärlicher Schrei, eine „Art menschlichen Brüllens" (S. 105). Der Erzähler weiß mehr als seine Figuren, verrät aber nicht viel: „Nur das Auge des Raubvogels, der über dem Felsen schwebte, hätte den Mann entdecken können, der durch dieses Geschrei so plötzlich das Echo der Wildnis weckte." (106) Bei der Untersuchung des Bodens entdeckt Bois-Rosé die frischen Fußspuren eines Weißen. Während die beiden Jäger den Spuren folgend um den Felsen herumgehen, bleibt der Erzähler bei dem unglücklichen Fabian, der sich „maschinenmäßig" (110) dem Lianengebüsch nähert und durch die grüne Einfassung hindurch das Goldtal erblickt. Als der zurückgekehrte Pepe das Tal betritt, ertönt vom Gipfel der Felspyramide her ein Schuss, der ihn um Haaresbreite verfehlt. Damit scheint der unsichtbare Feind lokalisiert. Man steigt zur Plattform hinauf und findet sie verlassen vor. In der Ferne erkennt man vier Reiter, die man aber noch nicht identifizieren kann.

Mit dem Signalwort ›während‹ wendet sich der Erzähler einem simultanen Vorgang zu: „Während die drei Abenteurer sich niederbückten, um nicht bemerkt zu werden, ging ein Mann, der für beide Partheien bis jetzt unsichtbar gewesen war, leise in den See hinein." (119) Dieser Mann – auch für den Leser bisher unsichtbar – ist Cuchillo. Markiert durch den Beginn eines neuen Kapitels, ›Die Strafe des Tantalus‹, wird nun an den einige Kapitel zuvor liegen gelassenen Cuchillo-Erzählfaden angeknüpft und in einer Rückblende seine Geschichte nachgeholt: „Als Cuchillo auf seinem athemlosen Ritt in die Nähe der Nebelberge gekommen war, hielt er abermals an." (119) Dabei setzt der Erzähler zeitlich noch vor die Ankunft der Dreiergruppe zurück: „Es herrschte noch vollständige Dunkelheit, als er [...] anlangte." (120) Cuchillo wirft einen „zugleich gierigen und ängstlichen Blick" (122) in das ihm bekannte Goldtal, versteckt sein Pferd und besteigt die Felspyramide, um eventuelle Verfolger ausfindig zu machen. Interessant ist, dass jetzt in drei aufeinander folgenden Sätzen das Plusquamperfekt gebraucht wird („Auf dem Gipfel angelangt, hatte er die Einöden ringsherum durchforscht, um sich zu versichern, ob er auch wohl allein sei", 123), bevor wieder ins Präteritum gewechselt wird. Diese Textstelle gibt sich also auch for-

mal als Rückblende zu erkennen und markiert mit dem Einsetzen der Erzählzeit, dass ab hier ein Vorgang erzählt wird, der sich zeitgleich mit der Rekognoszierung des Geländes durch die drei Freunde ebendaselbst und ohne ihr Wissen abspielt: Cuchillo entdeckt hinter dem Gischt des gegenüberliegenden Wasserfalls einen riesigen Goldklumpen, beugt sich in wahnsinniger Anstrengung und ekstatischer Freude über den Abgrund, um ihn zu erreichen und stößt dabei „einen Schrei des Schmerzes und der Lust zugleich" (125) aus: „Das war der Schrei, den der Canadier und seine beiden Gefährten gehört hatten." (125) Mit diesem Satz löst der Erzähler ein Rätsel, das für den Leser schon lange keins mehr ist, und verknüpft sowohl inhaltlich als auch formal durch die Verwendung des Plusquamperfekts die beiden Erzählfäden. Auch der Grund des Schusses klärt sich auf: Cuchillo hat unter sich Pepe im Val d'Or entdeckt und schießt auf ihn: „Das war die Ursache des Büchsenschusses." (125) Danach erscheinen in Cuchillos Sichtfeld auch die beiden anderen. Als die drei sich anschicken, die Plattform zu erklimmen und er in der Ferne auch noch Don Estévan und sein Gefolge erblickt, steigt er auf der anderen Seite des Felsens herab und versteckt sich im See unter den Blättern der Seerosen. Die Rückblende ist abgeschlossen; wir sind wieder in der Erzählgegenwart angekommen.

Der Erzähler lässt Cuchillo im See stehen und wendet sich wieder den zeitgleichen Ereignissen um die drei Freunde auf der Pyramidenplattform zu („Während Cuchillo versuchte …", 127). Bois-Rosé hört Hufschlag und sieht, wie die inzwischen näher gekommene Gruppe mit Don Estévan – dem Mörder von Fabians Mutter –, Pedro Diaz und den Gaunern Baraja und Oroche anhält und sich berät, „aber ihre Stimme gelangte nicht zu ihm." (128) Der Erzähler verlagert seinen Standpunkt kurz nach unten – der Leser erfährt den Inhalt der Beratung –, danach nimmt er wieder den Blickwinkel aus der Höhe ein. In der Art einer Teichoskopie lässt Bois-Rosé seine Gefährten und mit ihnen den Leser teilhaben an dem, was er unter sich sieht: „Ach, seht, sie halten an, als ob sie sich orientieren wollten! Sie blicken nach allen Seiten hin. Da steigt der Mann mit dem zerfetzten Mantel vom Pferd und nähert sich der Weideneinfassung. […] Ach, der Schelm hat die Goldmine gefunden." (132) Der Schelm ist Oroje, der zusammen mit seinem Kumpan Baraja die Gegend auskundschaftet. Bois-Rosé meint auch eine Bewegung im See gesehen zu haben: „Es scheint mir, als ob das Wasser des Sees sich bewegte." (133) Erzähltechnisch holt diese Bemerkung auch den Cuchillo-Handlungsfaden in die Haupthandlung hinein und macht dadurch auch die Zeitdauer bewusst, die Cuchillo im Wasser stehend verbringen muss.

Der Erzähler stellt sich jetzt an die Seite Oroches und Barajas, die inzwischen nicht nur das Goldtal, sondern auch die Spuren Cuchillos gefunden haben und Don Estévan und Pedro Diaz Bericht erstatten. Sie vermuten richtiger-

weise, dass sich Cuchillo an Ort und Stelle versteckt hält. Jetzt zeigen sich die drei Freunde auf der Felsspitze und geben sich zu erkennen. Sie fordern, dass sich der Graf von Mediana auf Gnade und Ungnade ergibt.

Im Wesentlichen liegen in diesem Textabschnitt zwei Erzähllinien vor, die chronologisch großenteils parallel laufen. Der auktoriale Erzähler, der auch über das Innenleben seiner Figuren Bescheid weiß und dieses kommentiert, folgt den drei Abenteurern auf der einen und Cuchillo auf der anderen Seite. Die Cuchillo-Handlung macht sich in der Waldläufer-Handlung viermal durch Indizien bemerkbar: durch die Fußspuren Cuchillos, seinen Schrei, den Schuss und die kaum wahrgenommene Bewegung im Wasser. Dass es sich bei dem anonymen Feind um Cuchillo handelt, wissen die drei nicht, als Person ist er für sie nicht fassbar. Umgekehrt hat Cuchillo einmal Blickverbindung auf alle drei, die er auch identifizieren kann. Es gibt lediglich drei Stellen, in denen ein Vorgang aus zwei verschiedenen Blickwinkeln erzählt wird: das Geschehen um den Schrei, um den Büchsenschuss und die Bewegung im Wasser. Optische und akustische Signale schlagen also Brücken zwischen den beiden Handlungslinien und machen im erzählerischen Nacheinander die Simultaneität der Geschehnisse deutlich. Ansonsten berühren sich die Handlungen der beiden Parteien nicht.

Die dritte Erzähllinie – die Handlung um Don Estévan – wird zum großen Teil in die beiden anderen integriert. Derjenige, der sich gerade auf der Felsplattform aufhält, holt sie gewissermaßen – zuerst optisch, dann auch akustisch – in ›seine‹ Erzählung hinein. Die vier wissen zunächst nichts von den drei Freunden, Cuchillos Anwesenheit können sie nur aufgrund der Fußspuren vermuten. Sie wiederum sind von Anfang an im Blickfeld, auch an den zwei kurzen Stellen, in denen der Erzähler ihren Blickwinkel einnimmt. Am Ende des Kapitels werden zwei Erzähllinien zusammengeführt; Cuchillo aber steht noch immer unentdeckt – wie in der griechischen Sage Tantalus – im Wasser und kann auf das Ziel seiner Wünsche nicht zugreifen.

2. Der Schrei in der Zeitschleife – Karl Mays Bearbeitung der ›Waldläufer‹-Stelle

Gabriel Ferry hat sich aus naheliegenden Gründen im Kapitel ›Das Val d'Or‹ nicht an die chronologische Reihenfolge gehalten: Wenn sich sein Erzähler zuerst mit Cuchillo beschäftigt hätte, wären Schrei und Schuss zwar für die drei Abenteurer überraschend und unerklärlich gewesen, aber nicht für den Leser. Die Umstellung steht also im Dienste der Spannungserzeugung. Mays Bearbeitung von 1879 allerdings strukturiert das Geschehen ganz anders: Nach der auktorialen Beschreibung der Naturszenerie beginnt die Handlung des Kapitels *Im Goldthale* mit Cuchillo, der noch während der Nacht eben-

dort ankommt. Dabei wechselt die Erzählhaltung hin zum personalen Erzählen, d. h. der Erzähler verschwindet hinter seiner Figur, die so ganz in den Vordergrund tritt. Ein typisches Ausdrucksmittel für die personale Erzählhaltung ist die erlebte Rede: *Vorher aber mußte er* [Cuchillo] *sich überzeugen, ob das Placer sich noch in demselben Zustande befinde wie vor zwei Jahren, als er es unberührt hatte liegen lassen müssen.* (270)[6] Wie bei Ferry wirft Cuchillo einen Blick in das Goldtal und ersteigt im Freudedelirium die Felspyramide. Als er den gigantischen Goldklumpen hinter dem Schleier des Wasserfalls entdeckt, stößt er einen Schrei aus, der nicht klingt, *als sei er aus einer menschlichen Kehle gestoßen.* (271) Aus der Anstrengung heraus, den Goldblock über den Abgrund hinweg mit den Armen zu erreichen, folgt ein zweiter, noch unartikulierterer Schrei. Als er einsieht, dass sein Unterfangen erfolglos bleiben muss, kommt er auf die Idee, mit Hilfe seines Lassos an den Goldblock zu kommen. Dazu muss er von der Pyramide herab zu seinem Pferd. In seinem psychischen Ausnahmezustand überhört er den nahenden Hufschlag und übersieht die vier Reiter, die eben ankommen.

Der Erzähler überlässt nun Cuchillo sich selbst, dreht die Zeit zurück und wendet sich den vier Neuankömmlingen zu, die – so erklärt er – auf der Suche nach der Bonanza die Spuren Cuchillos nicht aus den Augen gelassen hatten. Petro Diaz und Don Estevan reiten voran, in geringer Entfernung folgt das Gaunerpaar Oroche und Baraja. *In diesem Augenblicke erscholl der erste Schrei Cuchillo's* (276), auf den gleich darauf der zweite folgt. Diaz entdeckt den Schimmel Cuchillos. Damit ist klar, wer die Schreie ausgestoßen hat, und auch ihre Ursache wird im Prinzip richtig erkannt: *»Es war ein Schrei des Entzückens. Er hat die Bonanza gefunden und im Jubel darüber die Vorsicht vergessen.«* (277). Man weiß aufgrund des starken Echos zwar nicht, woher die Schreie gekommen sind, muss aber nur Cuchillos Spuren nachgehen, um ihn zu entdecken, als er gerade zu seinem Pferd gehen will. (Wir erinnern uns: um sein Lasso zu holen.)

Nach einigem Hin und Her wird Cuchillo mit Waffengewalt gezwungen, die Lage des Goldtales zu verraten. Im Anblick des Goldes geraten Don Estevan, Oroche und Baraja – Diaz will mit dem Gold nichts zu tun haben – so in Ekstase, dass sie darüber ihre Umwelt vergessen und Cuchillo entwischen kann. Die drei beladen ihre Pferde mit Gold und sind im Begriff aufzusteigen, als vom Gipfel der Felspyramide ein donnerndes *»Halt!«* (292) ertönt. Zuerst erscheint der Waldläufer Boisrosé in voller Gestalt, in einem natürlichen Steinwall zeigen sich zwei Gewehrläufe. Man will die Auslieferung Don Estevans und reklamiert das Goldtal für Fabian-Tiburcio, da es ihm als Pflegesohn

6 Zitiert wird nach: *Der Waldläufer* von Gabriel Ferry. Für die Jugend bearbeitet von Carl May. Stuttgart o. J. (Reprint der ersten Buchausgabe von 1879, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1987).

des Entdeckers zustehe. Als Don Estevan keine Anstalten macht, die Forderungen zu erfüllen, erschießt man die drei mit Gold beladenen Pferde. Baraja und Oroche machen sich davon, und Diaz ermöglicht Don Estevan einen Fluchtversuch: *Im nächsten Augenblicke saß dieser vor Diaz und von dessen breiter Figur vollständig gedeckt, im Sattel, und im schnellsten Laufe jagte das Thier mit seiner doppelten Last davon.* – (295)

Unvermittelt, lediglich durch das Plusquamperfekt im Nebensatz angedeutet und formal durch die 20 Gedankenstriche markiert, erfolgt an dieser Stelle eine Rückblende im Präteritum, um an den zuvor abgerissenen Faden der Waldläufer-Handlung anzuknüpfen, denn das plötzliche Auftauchen der drei Freunde auf dem Felsen will ja aus der Vorgeschichte erklärt werden: *Als Bois-rosé, Pepe Dormillon und Fabian auf ihrer schwimmenden Insel den Indianern so glücklich entgangen waren, bestand ihre erste Aufgabe in der Aufsuchung der Bonanza.* (295f.) Mehr schlecht als recht gibt die Wendung *bestand ihre erste Aufgabe* einen zeitlichen Hinweis, wie der Leser die Situation einzuordnen hat. Der Erzähler setzt einige Stunden vor den eben geschilderten Vorgängen an. Tiburcio-Fabian, der im Besitz einer Karte ist, unterrichtet seine Freunde von der Lage des Goldtals. Die drei machen sich zu Fuß sofort auf den Weg, erreichen nach zwei Stunden die Sierra und befinden sich, als die Sonne schon längst aufgegangen ist, in Sichtweite des Häuptlingsgrabs. Cuchillos Schreie, deren Quelle sie sofort auf der Felspyramide orten, dringen zu ihnen herüber. Näher gekommen, sehen sie Cuchillo herabeilen. (Wir erinnern uns: Er will sein Lasso holen). Fabian erkennt ihn. Nach einiger Zeit sehen sie ihn wieder, als er zu Pferd in einer Schlucht verschwindet. Pepe, der um die Lage zu erkunden, die Felsbastion erklettert hat, kann von dort Diaz sehen, der auf seine drei Gefährten wartet, die sich im Goldtal befinden. Nachdem auch Bois-rosé und Fabian oben angelangt sind, entdecken sie aus der Vogelperspektive vier Pferde und wenig später auch die drei Schurken, die aus dem Goldtal zurückkommen. Sie hören den erregten Wortwechsel zwischen Don Estevan und Petro Diaz über den entflohenen Cuchillo; der Erzähler zitiert ihn zum Teil wörtlich. Während seine zwei Gefährten ihre Gewehrläufe zwischen der natürlichen Brustwehr eines Steinwalles hindurchstecken, erhebt sich Bois-rosé in voller Gestalt: *»Halt!« rollte es donnernd aus seiner breiten, gewaltigen Brust hervor.* (308)

Beim *»Halt!«* Bois-rosés mündet die Erzählung der Vorgeschichte in das zuvor bereits Erzählte. Der Erzähler muss jetzt notgedrungen das gleiche Intermezzo bis zur Flucht von Diaz und Estevan noch einmal erzählen. Freilich hat der Erzählerstandpunkt gewechselt: Der Erzähler steht jetzt bei den dreien oben, gezeigt wird die Reaktion der unten Stehenden. Der Handlungsstrang, der ursprünglichen aus der einen Sicht begonnen wurde, wird so aus der

anderen weitererzählt, die Handlung wird wieder einsträngig. Die Flucht scheitert, weil Bois-rosé das Pferd unter Diaz und Don Estevan wegschießt. Jetzt wechselt die Perspektive wieder: Gewissermaßen mit dem Flug der Kugel holt der Leser die beiden Flüchtigen ein – *die Kugel pfiff so nahe an den Wangen von Estevan und Diaz vorbei, daß es sie kalt überlief* (310) – und gewahrt aus der Nähe, wie sie samt Pferd zu Boden stürzen. [...] *und da kamen auch schon Fabian und Pepe, die Büchse in den Fäusten, und die Messer zwischen den Zähnen, in weiten Sätzen auf sie zugesprungen.* (310) Bald darauf kommt auch noch Bois-rosé dazu. Die Personengruppen sind jetzt auch lokal vereint.

Indem Karl May die Vorlage inhaltlich und strukturell verändert, verfährt er kompositorisch äußerst ungeschickt. Er beginnt chronologisch korrekt mit der Cuchillo-Handlung, so dass der Leser von Anfang über den Verursacher der Schreie und deren Anlass informiert ist. Anschließend wendet sich der Erzähler von Cuchillo ab und der Estevan-Gruppe zu, die als zweite das Goldtal erreicht. Auch für sie ist der Schrei keine Überraschung, sie interpretiert ihn sofort richtig und entdeckt den Verursacher sehr schnell. Damit laufen zwei Erzähllinien wieder zusammen. Ein gravierender Erzählfehler liegt nun darin, dass das Ergebnis einer dritten Handlung, von der der Leser bis dato noch gar nichts weiß – das Erscheinen Bois-rosés auf der Pyramidenspitze –, um des Effektes willen mit der zweiten verknüpft wird. Der Leser erlebt dann aus der Sicht der drei Freunde vom Felsplateau aus den Fluchtversuch von Diaz und Don Estevan mit. Im nächsten Augenblick sieht er sich zusammen mit den Figuren um Stunden an einen ganz andern Ort zurückversetzt, damit jetzt die erklärende Vorgeschichte nachgeholt werden kann. Es ergibt sich ein fast grotesker Effekt: Der Leser hat die drei gerade noch vor seinem inneren Auge in den Bergen auf einer Felsplattform stehen sehen, in der nächsten Einstellung sitzen sie unten in der Ebene über der Schatzkarte, die sie in eben diese Berge führen soll: Selbst im Film als harter Schnitt undenkbar. Die als Erzählgegenwart ausgegebene Vergangenheit verträgt sich nicht mit der bereits erzählten Zukunft.

Der Leser kommt sich bei der zeitlichen Verschachtelung der Erzählebenen im Nacheinander des Erzählens manchmal vor wie in einer Zeitschleife: Cuchillos zwei Schreie hört er insgesamt dreimal (vom Echo ganz zu schweigen). Eben noch Cuchillos Gefangennahme und Flucht vor Augen, sieht er besagten Cuchillo aus der Erzählvergangenheit auftauchend zum zweiten Mal von der Felspyramide herabsteigen. Zwei ganze Erzählpassagen – das Streitgespräch zwischen Don Estevan und Diaz und beider Fluchtversuch – wird zweimal erzählt. Und das geht im Anschluss munter so weiter: Später werden z. B. Baraja und Oroche aus der Ferne wieder Pepe und Fabian mit Diaz und Don Estevan kämpfen und Bois-rosé herbeieilen sehen (373) usf. Repetition der Handlung aus

verschiedenem Blickwinkel, ein gebräuchliches Mittel im modernen Roman oder im Film, muss – wenn man es nicht ganz geschickt, d. h. auch weniger kompliziert macht – im traditionellen linearen Erzählen schief gehen. Dadurch dass May die Cuchillo-Handlung verändert, hat dessen dreifach vernommener Schrei im Gegensatz zur Gestaltung Ferrys außer dem Umstand, dass er auf die Simultaneität der verschiedenen Vorgänge hinweist und damit einen zeitlichen Anhaltspunkt liefert, keinerlei strukturelle oder gar inhaltliche Funktion. Bei Ferry bleibt Cuchillo unsichtbar, ist aber durch seine Zeichen ständig gegenwärtig. Bei May wird er sichtbar, seines Schreis hätte es nicht bedurft, um die Erzähllinien zu verklammern: Die Estevan-Gruppe hätte Cuchillo auch ohne ihn gefangen genommen, die Waldläufer-Gruppe hätte auch ohne ihn die Felspyramide erstiegen. Um die Gier Cuchillos zu charakterisieren, hätte ein Schrei ausgereicht.

Im weiteren Verlauf wird der Blickwinkel, unter dem erzählt wird, immer subjektiver, da der Erzähler einmal Baraja, dann wieder Diaz oder dem Komantschen Falkenauge folgt; d. h. die natürliche Chronologie der Handlung wird weiter aufgebrochen, die Handlung selbst zerfällt zusehends in Handlungsfragmente, die mit inhaltlichen Repetitionen verzahnt werden: Den von den Indianern gefangen genommenen und an eine Eiche gebundenen Baraja beispielsweise sieht der Leser noch zweimal im hilflosen Zustand am Baum, obwohl er in der Erzählsukzession schon längst wieder mit ihm auf dem Rückweg zum Goldtal ist.

3. Der Schrei aus der Zukunft – *Der Sohn des Bärenjägers*

Acht Jahre später macht May es zweifellos besser. In der „Knaben-Zeitschrift“ ›Der Gute Kamerad‹ veröffentlicht er 1887 seine Jugenderzählung *Der Sohn des Bärenjägers*, in der das Motiv des Schreis ebenfalls im Mittelpunkt einer Episode steht:

Auf der Verfolgung der Ogallala, die den Bärenjäger Baumann und seinen Sohn Martin gefangen genommen haben, um sie am Grab ihres Häuptlings zu töten, sind der Trupp um Old Shatterhand und die verbündeten Upsarocas im Yellowstone Park am Feuerlochfluss angelangt, dessen Ufer so nahe zusammentreten, dass das Flusstal kaum eine halbe englische Meile breit ist. Gegenüber liegen zwei *Naturwunder*, die schneeweiße, pyramidenförmige Sinterterrasse eines Geysirs und gleich daneben der Krater eines Schlammvulkans, P'a-wakontonka, das Teufelswasser: *Wie ein Teufel neben einem Engel, so lag neben der herrlichen Gestalt dieser Pyramide ein weites, fast kreisrundes, dunkles, wallartiges Gebilde von schmutzigem Aussehen.* (522)[7] Old Shatterhand und der Medizinmann der Upsarocas, Kanteh-

7 Zitiert wird nach der Zeitschriftenfassung: Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers*. In: Der Gute Kamerad, I. Jg. Heft 1–39. Stuttgart 1887.

pehta, erblicken drüben am Rande des Schlammkraters die lagernden Ogallala: *Man konnte sie ganz deutlich sehen. Sogar die einzelnen Gesichter waren voneinander zu unterscheiden.* (523) Der Erzähler registriert aus dem Blickwinkel seiner Figuren die Pferde der Indianer, den graslosen Boden und die Steine, auf denen die gefesselten Gefangenen sitzen. Die Indianer setzen sich gerade im Kreis um ihren Häuptling, den Kanteh-petha als den ›Schweren Moccassin‹ identifiziert. Auch die Gefangenen, unter denen sich der junge Mandane Wohkadeh befindet, sind genau zu erkennen. Eben dieser Wokadeh wird jetzt in den Kreis geführt. Old Shatterhand zieht seine Schlüsse: *Sie wollen ihn verhören* [...]. *Vielleicht halten sie Gericht über ihn und haben die Absicht, ihm die Strafe an diesem Orte zu geben. Ah, ich möchte hören, was jetzt gesprochen wird!* (ebd.) Kanteh-Pehta, der am liebsten die Feinde sofort angreifen würde, und Old Shatterhand diskutieren über die beste Vorgehensweise. Dazu muss noch Bob, der schwarze Diener des Bärenjägers, der sofort über den Fluss hinüber und die Baumanns im Alleingang befreien will, von Old Shatterhand zurückgehalten werden. Old Shatterhand nimmt sein Fernrohr aus der Satteltasche und richtet es auf die Sioux: Von da an sieht der Leser mit Old Shatterhand durch das Fernrohr statt wie bisher eine Freilichtpantomime in der Totalen einen Stummfilm in frontalperspektivischer Großaufnahme. Wir sehen, wie auch der junge Martin Baumann losgebunden und in den Kreis geführt wird; wir erkennen die Lippenbewegungen der Sprecher und die Geste des Häuptlings, der auf den Schlammkrater deutet; wir bemerken, wie Martin totenblass wird. *Zu gleicher Zeit ertönte ein schriller Schrei, wie ihn die menschliche Kehle nur im Augenblicke des größten Entsetzens ausstoßen kann.* (ebd.) Geschrien hat der alte Baumann, der mit allen Kräften an seinen Fesseln zerrt: *Das, was der Häuptling gesagt hatte, mußte etwas geradezu Fürchterliches sein.* (ebd.)

Bekanntlich hat Karl May selbst den Text für die Buchausgabe von 1890 bearbeitet. Auffällig ist nun, dass er in der Buchausgabe die Intermezzi mit Kanteh-Pehta und Bob gestrichen hat, so dass sich diese Szene jetzt von Anfang bis Ende aus der personalen Sicht Old Shatterhands lesen lässt. Die Anwesenheit eines Erzählers wird dem Leser nicht mehr bewusst. Er gibt sich der Illusion hin, „er befände sich selbst auf dem Schauplatz des Geschehens oder er betrachte die dargestellte Welt mit den Augen einer Romanfigur [...], in deren Bewußtsein sich das Geschehen gleichsam spiegelt.“[8] Stilbildend für die personale Erzählhaltung ist, wie oben erwähnt, die erlebte Rede, ein Zwischending zwischen direkter und indirekter Rede in der 3. Person Indikativ. Typisch für sie ist z. B. das indefinite ›man‹ in einem Satz wie *Man konnte sie ganz deutlich sehen*, das weder ganz zur Stimme des Erzählers noch zu den Gedanken seiner Figur gehört.[9]

8 Edgar Neis: Struktur und Thematik der traditionellen und modernen Erzählkunst. Paderborn 1965, S. 9.

9 Vgl. ebd., S. 34.

Sätze wie: *So saßen sie bereits seit gestern abend, eine Stellung, welche ihnen außerordentliche Qualen bereiten mußte* sowie *Es war, als ob die Sioux kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt seien* und *Das, was der Häuptling gesagt hatte, mußte etwas geradezu Fürchterliches sein* lassen deutlich die Lagebewertung bzw. die Empathie der Romanfigur erkennen. Aber auch nüchtern beschreibende, scheinbar auktorial erzählte Sätze wie *Zu grasen gab es nichts, denn der Boden brachte keinen einzigen Halm hervor* im Zusammenhang mit ruhig am Boden liegenden Pferden lassen den Blick des erfahrenen Westmanns erkennen, der daraus seine Schlüsse zieht.

Nach dem personal erlebten Entsetzensschrei macht sich wieder der auktoriale Erzähler bemerkbar, der der Interpretation Old Shatterhands Recht gibt: *Und das war es auch, etwas so Teuflisches, daß ein Vater wohl aus Angst um seinen Sohn einen solchen Schrei ausstoßen konnte.* Er gibt damit noch eine Zusatzinformation: Es geht um Baumanns Sohn Martin. Natürlich ist jedem Leser, der zwei und zwei zusammenzählen kann, also auch dem jugendlichen, jetzt schon klar, was der Schwere Moccassin ausgeheckt hat. Die Spannung wendet sich also vom Was? ab und dem Wie? zu. Auf dem Höhepunkt dieser Spannung aber bricht jetzt die Old Shatterhand-Erzähllinie ab.

Das Plusquamperfekt der beiden folgenden Sätze markiert die Rückwendung, die die Ogallala/Baumann-Handlung an der Stelle anknüpft, wo der Erzähler sie verlassen hatte. Relativ kurz wird vorwiegend aus der Sicht des Häuptlings erzählt, wie die Ogallala unter der Führung des Schweren Moccassins an den Feuerlochfluss gelangen, ihn überqueren und ausgerechnet am Schlammkrater, wo es stinkt und es weder Wasser noch Gras für die Pferde gibt, Halt machen. Darauf wird dieselbe Szene, die bereits aus der Sicht Old Shatterhands erzählt worden war, repetiert: Die Gefangenen werden an die Steine gefesselt. Später wird der Kreis gebildet, Wohkadeh vorgeführt und verhört, Martin Baumann in den Kreis gebracht. Der Häuptling eröffnet den beiden, dass sie im Schlammkrater den Tod finden sollen. Martin wird totenbleich, der Vater stößt *jenen Angstschrei aus, welchen Old Shatterhand und seine Begleiter drüben, jenseits des Flusses, gehört hatten* (528) und zerrt an seinen Fesseln.

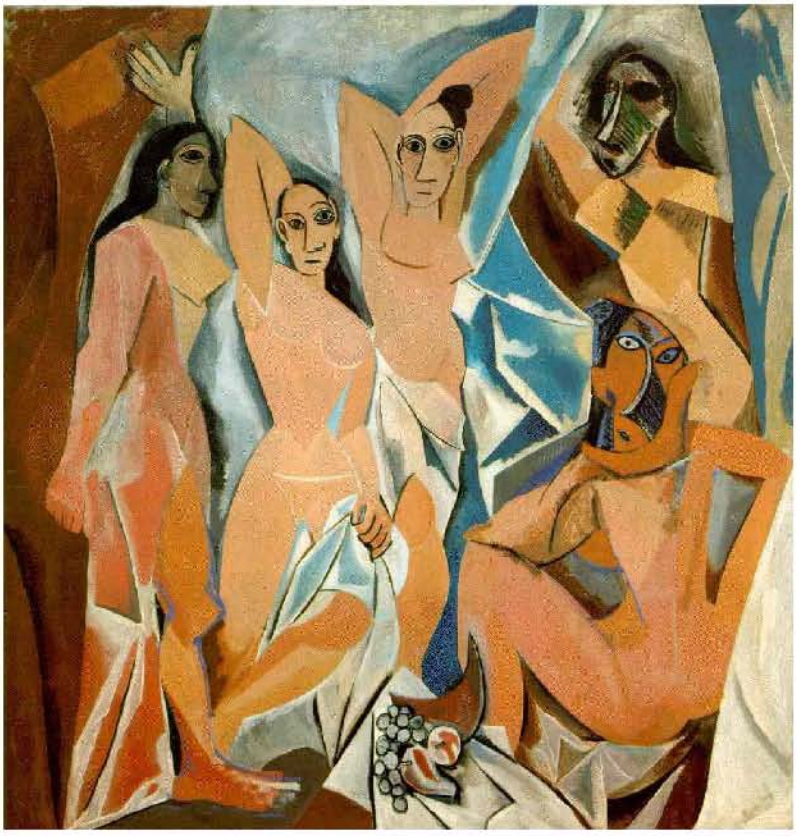
Der Erzähler steht dieses Mal natürlich nicht in der Ferne, auf der Uferseite Old Shatterhands, sondern auf der anderen Flussseite. Er erzählt aus der Nahperspektive, und zwar viel ausführlicher als zuvor, szenisch-unmittelbar, dialoglastig. Wiewohl auktorial, nimmt er sich trotzdem weitgehend zurück, gibt sozusagen nur die Regieanweisungen im Sprachhandeln der Figuren. Die Szene wirkt damit dramatisch bewegter, tiefer und ›objektiver‹ als ihre subjektiv-personale Gestaltung zuvor. Um im Bild zu bleiben: Aus der quasi durch das Fernrohr ›verzeichneten‹, fast stummen Handlungssequenz ist eine Tonfilmszene in der Nahaufnahme einer bewegten Kamera geworden.

Inhaltlich wird die Vermutung Old Shatterhands und des Lesers dadurch objektiv bestätigt, die Spannung auf das Wie? befriedigt.

Wenn man Mays erzählerisches Verfahren an dieser Stelle mit dem der Ferry-Bearbeitung vergleicht, fällt sofort ins Auge, dass es viel geschmeidiger, unkomplizierter und damit gewissermaßen glaubwürdiger daherkommt. Ob May bei der Gestaltung der Szene Ferrys Val d'Or im Hinterkopf gehabt – immerhin erinnern ja nicht nur das Motiv des Schreis, sondern auch Elemente des Szenarios: die Pyramide, das Tal, das Häuptlingsgrab, daran – sei dahingestellt: Auf jeden Fall hat er inzwischen dazugelernt. Zudem gibt sich ein bewusster Gestaltungswillen zu erkennen; mit Leichtigkeit hätte sich die Episode ja auch herkömmlich – ohne Repetition – erzählen lassen.

Was hat May technisch (anders) gemacht? Dass der Erzähler auf dem Höhepunkt einer Spannungslinie abbricht, eine Person oder Personengruppe auf dem Schauplatz auftauchen lässt, mit der man nicht gerechnet hat, und dann sein Erzähltableau sozusagen als Standbild einfriert, ist im Abenteuerroman als Spannungselement topisch; wir haben uns oben gerade mit einem Beispiel für ein solches Verfahren beschäftigt. Der Erzähler muss dann zurückgreifen und Handlung nachholen, die Erzähllinie bis zum Abbruchpunkt führen und so beide Handlungslinien vereinen. Hier sieht das anders aus: Die zweite Handlungslinie (die der Ogallala) trifft nicht die Bruchstelle, sondern schmiegt sich gewissermaßen bereits vorher an die erste Linie an: Das wird dadurch möglich, dass ein überschaubares Handlungsgelände vorliegt, nämlich das Flusstal, das eine Blickverbindung zwischen beiden Personengruppen ermöglicht. Das Fernrohr Old Shatterhands holt die Ogallala-Handlung damit an die erste Handlungslinie heran und in sie hinein, aber nur teilweise. Gleiches zeitigt das empfangene akustische Signal des Schreis. Die Folge des nur partiellen Ineinanders ist, dass der parallel laufende Handlungsabschnitt zweimal erzählt werden muss – oder kann. Der Leser hat den Eindruck, dass die Old Shatterhand-Handlung in die Erzählzukunft vorausgreift. Symbolisch dafür steht das Fernrohr, das nicht nur die örtliche Distanz überspielt, sondern auch die zeitliche, indem es auf sozusagen magische Weise bereits zeigt, was später erst ausführlich erzählt wird. Umgekehrt greift später die Erzählgegenwart der Ogallala-Handlung zurück auf die erzählte Vergangenheit: *Sein Vater stieß jenen Angstschrei aus, welchen Old Shatterhand und seine Begleiter drüben, jenseits des Flusses, gehört hatten.* (528; Unterstreichungen durch den Verf.) Demonstrativpronomen, Ortsadverb und Verb im Plusquamperfekt in diesem Satz verklammern die zwei Szenerien zu einem Tableau, sowohl was die Zeitlichkeit als auch die Perspektivität betrifft.

Die Schlussfolgerung erscheint vielleicht etwas gewagt, aber mir drängt sie sich auf: Geschlagene 20 Jahre vor Picassos ›Demoiselles d'Avignon‹ versucht sich May an



Pablo Picasso: Les Demoiselles d'Avignon (1907; New York, Museum of Modern Art)

einem Erzählverfahren, das auf den Kubismus in der Malerei und damit auf das mehrperspektivische Erzählen des 20. Jahrhunderts vorausweist: Das Objekt der Darstellung wird in Teilformen zerlegt, die aus verschiedenen Blickrichtungen gesehen und auf der Bildfläche vereinigt werden. May versucht das der Dichtung eignende Nacheinander in der Zeit zu überspielen und nach dem Grundsatz ›ut pictura poesis‹ – Dichtung ist wie Malerei – zu verfahren, indem er eine identische Handlung in zwei Erzählebenen mit verschiedenen Blickwinkeln, verschiedenen Erzählerstandpunkten und verschiedenen Erzählhaltungen zerlegt, wobei die jeweilige Erzählgegenwart auf die Erzählzukunft voraus- bzw. die Erzählvergangenheit zurückweist. Entfällt im kubistischen Malen durch den Verzicht auf die Zentralperspektive die Raumillusion, so entfällt hier im Erzählen die Zeitillusion, dadurch dass keine durchgehende Erzählgegenwart mehr vorhanden ist, die Handlung stehen bleibt. Im Kubismus wird Raum durch Überschneidung gewonnen, bei May Zeit durch Synchronizität im Nacheinander des Erzählens. Oder etwas griffiger ausgedrückt: Wird im kubistischen Bild das perspektivische Hintereinander der Objekte zu einem Übereinander, so wird bei May die auf Sukzession ausgerichtete Linienstruktur der Handlung hier zu einem Übereinander der

Handlung: Die Handlung läuft gewissermaßen synchron mit sich selbst. So wird es möglich, denselben Vorgang sozusagen gleichzeitig – simultan – aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Der Text setzt also nicht mehr einen passiv-statischen Leser voraus, dem wie der sprichwörtlichen „glotzenden einäugigen Kuh" nur eine einzige Sicht auf die Dinge möglich ist; er ist vielmehr angelegt auf den aktiven Seh-, also Deutungsprozess des Lesers. Damit, so scheint mir, zeichnet sich die Textstelle aus dem *Sohn des Bärenjägers* durch eine ähnlich polyvalente Perspektive aus wie ein Bild im späteren Kubismus.

Man könnte noch eins draufzusetzen: Ausdrücklich Bezug auf den Kubismus nimmt eine moderne filmische Technik, die durch den Film ›Matrix‹ aus dem Jahre 1999 populär wurde: der sogenannte ›Bullet Time-Effekt‹.[10] Die Kamera fährt um ein in der Zeit ›eingefrorenes‹ Objekt herum und macht es so dem Zuschauer möglich, schnelle Vorgänge genau und aus verschiedenen Blickwinkeln zu sehen. Mays Darstellung versucht eigentlich nichts anderes: Der Schrei wird am Ende des ersten Abschnittes – wie die Pistolenkugel im Film – eingefroren und damit perpetuiert. Er schwebt über der Szene, ohne zu verhallen, die ›Erzählkamera‹ fährt aus der Position des Hörenden um ihn herum in die Position dessen, der ihn von sich gibt, nimmt ihn gleichsam als sein eigenes Echo wieder auf. Drehpunkt ist die Gelenkstelle zwischen den zwei Erzählteilen, der auktorial gegebene Satz: *Und das war es auch, etwas so Teuflisches, daß ein Vater wohl aus Angst um seinen Sohn einen solchen Schrei ausstoßen konnte.* (523)

Sicher mag vielen damit die Erzählweise der Textstelle überinterpretiert erscheinen. Es sei aber wenigstens noch ein Hinweis auf die Point-de-vue- (Standpunkt-)Technik eines Romanciers wie Joseph Conrad gestattet, dessen zwölf Jahre nach dem *Sohn des Bärenjägers* erschienener Roman ›Lord Jim‹ mit am Anfang des ›modernen‹ Erzählens steht: Die Geschichte des Helden wird bruchstückweise aus verschiedenen Blickwinkeln zusammengesetzt, wobei die Erzählfragmente „einander gegenseitig in ein ständig verändertes Licht setzen; erst all diese Facetten zusammengenommen ergeben das mehrperspektivisch gebrochene Gesamtprofil."[11] Von letzterem kann bei May natürlich nicht gut die Rede sein. Die Handlung und die beteiligten Figuren erfahren in diesem Sinn keine ›Brechung‹. Die mehrspektivische Facettierung scheint sich vordergründig auf die Situation zu beschränken, die Relativierung der fiktiven Welt bleibt äußerlich. Aber zweifellos versucht sich May formal an den Handlungshöhepunkten zweier Romane im Spiel mit der

10 Vgl. den Wikipedia-Artikel ›Bullet Time‹.

11 Vgl. etwa Bärbel Czennia: Mehrperspektivisches Erzählen in Joseph Conrads *Lord Jim* als Übersetzungsproblem. In: Dorothee Kullmann (Hg.): Erlebte Rede und und impressionistischer Stil. Europäische Erzählprosa im Vergleich mit ihren deutschen Übersetzungen. Göttingen 1995, S. 239–281 (242).

Subjektivität des Blickwinkels. Im ersten Fall hat er sich wohl selbst in eine Lage hineinmanövriert, in der ihm gar nichts anderes übrig blieb; im zweiten kann man von kalkulierter Absicht sprechen.

Worauf zielt diese Absicht aber? Die Antwort: natürlich auf den Aufbau von Spannung durch das Schema Andeutung – detaillierte Schilderung, wäre zu kurz gegriffen. Sie kann differenziert eigentlich nur lauten: Hinter der doppelperspektivischen Gestaltung der *Bärenjäger*-Szene scheint auch im Ansatz bereits die Intention des modernen psychologischen Romans hervor – „Bloßlegung und Sezierung des Innenlebens der Menschen, die Sichtbarmachung seelischer Vorgänge".[12] Wenn das Profil des Bärenjägers Baumann auch keine ›Brechung‹ erfährt, so doch seine Verzweiflung, sein Schmerz eine psychologische Vertiefung. Sein Schrei ist ja präfiguriert durch den Schrei, den er vor Jahren ausgestoßen hat, als er erfuhr, dass ein Bär seine kleine Tochter gefressen hat: *Ich habe noch niemals wieder ein Menschenangesicht gesehen wie dasjenige, welches der Vater dabei zeigte*, erzählt Martin Baumann zu Beginn des Romans. *Es war aschfahl und wie von Stein. Einen Schrei stieß er aus, einen einzigen, aber was für einen! Gebe Gott, daß ich niemals wieder etwas Aehnliches zu hören bekomme!* (68). Diese Befürchtung ist Wirklichkeit geworden, wie unsere Textstelle zeigt. Die Angst eines Mannes, der bereits Frau und Tochter verloren hat und jetzt um seinen Sohn bangt, wird erst ›wahr‹ aus der subjektiven Perspektive eines mitleidend Ahnenden und der des Leidenden selbst: *»Martin, Martin, mein Sohn!« schrie der Vater in verzweiflungsvollem Tone.* (529) Der zunächst unartikuliert wahrgenommene Schrei gewinnt in der Wiederholung semantische Klarheit und damit nachvollziehbare Objektivität.

Ob Mays spezielle Art, eine polyvalente Perspektive zu konstruieren, indem er die Repetition eines Geschehens in eine herkömmliche sukzessive Erzähllinie stellt, im *Sohn des Bärenjägers* literarisch gelungen ist, will ich nicht beurteilen. Immerhin bleibt festzustellen: So simpel, wie sie manchmal erscheint, ist die Erzähltechnik Mays nicht. Sie weist im vorliegenden Fall sogar auf Formen des modernen Erzählens voraus, denn wenigstens im Ansatz werden die „alten, logisch bedingten raumzeitlichen Gegebenheiten" des Erzählens „zugunsten einer vieldimensionalen und [...] subjektiven Darstellung der Phänomene"[13] aufgebrochen, wird ein Gesamtvorgang analytisch in seine Elemente zerlegt.[14] Mit der erzähltechnischen Nutzung akustischer und optischer Inhaltselemente (Schrei, Blick durchs Fernrohr) und der epischen Teichoskopie gelingt es May auch, gleichzeitige, aber räumlich voneinander getrennte Ereignisse zu erfassen. Später wird man dafür, wenn auch in anderen theoretischen Zusammenhängen, den Terminus Simultantechnik prägen.

12 Neis, wie Anm. 8, S. 9.

13 Ebd.

14 Vgl. ebd.

4. Zugabe: Hobble-Franks langer Lauf

Im *Schatz im Silbersee* muss Hobble-Frank gegen den ›Springenden Hirsch‹ um sein Leben laufen. Mit einer List gelingt es ihm, diesen zu übertölpeln. Ganz gemütlich und im Triumph kehrt er darauf zu den Seinen zurück. (345ff.)[15] Viel später im Verlauf des Erzählens sieht der Leser durch das Fernrohr Old Firehands noch einmal seinen Lauf:

Dann erblickte man zwei Männer, welche sich von dem Haufen trennten und aus Leibeskräften südwärts rannten. Old Firehand nahm sein Fernrohr vor das Auge, sah hindurch und rief:

»Ein Wettlauf zwischen einem Roten und einem Weißen! Der Rote ist schon weit voran und wird siegen. Der Weiße ist ein sehr kleiner Kerl.«

Er gab dem Apachen das Rohr. Kaum hatte dieser den kleinen Weißen vor das Glas bekommen, so fuhr er auf:

»Uff! Das ist der Hobble-Frank! Dieser kleine Held muß um sein Leben laufen und kann den Roten unmöglich überholen.« [...]

Die beiden Läufer waren rechts verschwunden; man erwartete ihre Rückkehr und war natürlich überzeugt, daß der Rote zuerst erscheinen werde. Wie erstaunte man aber, als an Stelle dessen der Kleine erschien, ganz gemächlich gehend, als ob es sich um einen Spaziergang handle.

»Der Frank zuerst!« rief Old Firehand. »Wie ist das möglich!« (382)

Der Leser weiß es. Der Wettlauf ist schon längst geschildert, wird hier aber im teichoskopischen Verfahren aus dem eingeschränkten Blickwinkel eines später geschilderten simultanen Geschehens wieder aufgenommen. Wie der Schrei des Bärenjägers gleichsam aus der Zukunft kommt, so wird hier Hobble-Frank durch das Fernrohr Old Firehands aus der Vergangenheit des Erzählten in die Erzählgegenwart hereingeholt. Kommt einem der kleine Kerl nicht fast vor wie weiland der VW-Käfer? Er läuft und läuft und läuft ...

15 Zitiert nach Karl May: *Der Schatz im Silbersee*. In: Der Gute Kamerad, V. Jg.. Stuttgart 1890/91.

David Blackbourn

›Indianerkriege‹

Buchauszug aus ›Die Eroberung der Natur – eine Geschichte der deutschen Landschaft‹

Im Oktober 1941 ließ Hitler eine seiner typischen Tiraden darüber los, dass die Deutschen im desolaten Osten „schöne Gärten, Obstbäume und Äcker“ anlegen würden. Man brauche sich keine Gewissensbisse zu machen, die Deutschen seien die Überlegenen und hätten die Aufgabe, den Osten aus seiner Lethargie herauszuholen. Hitler unterstrich dieses Argument mit einer überraschenden Analogie: „Es gibt nur eine Aufgabe: eine Germanisierung durch Hereinnahme der Deutschen vorzunehmen und die Ureinwohner als Indianer zu betrachten.“[1]

Dieses Grenzermotiv war nicht neu. Friedrich der Große hatte das neuerworbene polnische Westpreußen unvorteilhaft mit Kanada und „das liederliche polnische Zeug“ mit „Irokesen“ verglichen.[2] In den Warthebrüchen, die unter der Leitung Friedrichs urbar gemacht worden waren, klang dieser Vergleich sogar in den Namen an. Nachdem die slawischen Fischer den deutschen Bauern gewichen und an die Stelle der sumpfigen Kietz-Siedlungen die geometrisierten

1 Hitler, Monologe im Führer-Hauptquartier, S. 90f. (17. Okt. 1941).

2 Berger: Friedrich der Große, S. 54; Reinhold Koser: Geschichte Friedrichs des Großen, 3 Bde. Darmstadt 1974, Bd. 3, S. 3, 345 und 351; Gerhard Ritter: Friedrich der Große. Leipzig 1936, S. 223.

Der obige Text stammt aus dem 5. Kapitel ›Rasse und Bodengewinnung‹ von David Blackbourn: Die Eroberung der Natur – eine Geschichte der deutschen Landschaft. München: Pantheon/DVA, 2007, S. 368–373 (deutsche Übersetzung: Udo Rennert). Wir danken Hanswilhelm Haefs für den Hinweis auf diesen Buchauszug und die Vermittlung der Abdruckgenehmigung, die die Verlagsgruppe Random House GmbH, München, gewährte.
Hanswilhelm Haefs merkt zu Blackbourns Ausführungen an, dass ihm der Text „in drei Punkten bemerkenswert erscheint: 1. Karl May, Winnetou, und die »Indianerkriege« werden ausführlich erwähnt; 2. über Hitlers angebliche May-Lektüre wird ebenso ausführlich berichtet; und 3. wird deutlich, wie denkunfähig (oder -willig) die Nazis waren, wenn sie ihrem Wahn nachgingen und die Polen als auszurottende Untermenschen betrachteten, was sie dann sogar in totaler Pervertierung von Mays Haltung gegenüber den Indianern als gleichwertigen, wenn auch andersartigen Menschen als »Indianerkriege« ausgaben.“ (jb)

deutschen Dörfer getreten waren, erhielten die neuen Siedlungen Namen wie Florida, Philadelphia oder Saratoga.[3] Die deutsche Gleichsetzung von Slawen und Indianern bestand während des gesamten 19. Jahrhunderts fort und wurde zu einem „Lieblingsthema preußischer Politiker". Wie einer von ihnen behauptete, waren die Polen – ebenso wie die amerikanischen „Rothäute" – zum Untergang verurteilt; so wie die Indianer der Neuen Welt in die „ewige Wildnis" zurückgedrängt wurden, wo sie langsam zugrunde gingen, so wurden die Polen „aus Städten und Grundeigentum gedrängt, während sie vor der preußischen Zivilisation weichen mussten".[4] Die Vergleiche waren ebenso indirekt wie direkt. Liest man die historischen Abenteuergeschichten kühner deutscher Siedler in Osteuropa, so fällt es nicht schwer herauszufinden, wer mit den grausamen und hinterlistigen „Eingeborenen" gemeint war, die aus primitiven Hütten in ihren Sümpfen und ihren Schlupfwinkeln in den Wäldern zu Raubzügen aufbrachen, um Vieh zu stehlen, Gehöfte in Brand zu stecken und die Träger einer höheren Kultur zu bedrohen.[5] Kein Wunder, dass der polnische Schriftsteller Ludwik Powidaj in einem 1864 erschienenen Aufsatz über ›Polen und Indianer‹ das Schicksal der amerikanischen Indianer verfolgte und die Frage stellte: „Welcher Pole wird darin nicht die Lage seines eigenen Landes sehen?"[6]

Die Identifizierung beider Gruppen in diesem negativen Sinn setzt sich einem Einwand aus. Julius Manns Buch ›Die Ansiedler in Amerika‹ dürfte typisch für ein ganzes Genre sein mit seiner Behauptung, „die Wilden müssen vor der Ueberlegenheit der civilisirten Europäer in immer fernere Gegenden zurückweichen".[7] Allerdings wurden Indianer in Deutschland noch von einer anderen Perspektive aus betrachtet. Und diese war wesentlich positiver. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir hochgestellte deutsche Amerikareisende, welche die indigene Bevölkerung

3 Otto Kaplick: Das Warthebruch. Eine deutsche Kulturlandschaft im Osten. Würzburg 1956, S. 23–25.

4 L[udwik] P[owidaj]: Polacy i Indianie, I. In: Dzennik Literacki 53 (9. Dez. 1864). Ich danke Patrice Dabrowski, der mich auf diesen Aufsatz aufmerksam gemacht und die zitierten Passagen freundlicherweise für mich übersetzt hat. Der Historiker Johann Friedrich Reitemeier, der „die deutsche Kultivierung der Wildnis" in den östlichen wendischen Gebieten pries, verglich dies mit dem, was die Europäer in Nordamerika getan hatten: Wolfgang Wippermann: Das Slawenbild der Deutschen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Slawen und Deutsche zwischen Elbe und Oder. Vor- 1000 Jahren: Der Slawenaufstand von 983. Berlin 1984, S. 15–29.

5 Ein gutes Beispiel aus dem 19. Jahrhundert ist Ernst Wicherts ›Heinrich von Plauen‹; die Analogien sind noch offensichtlicher in Hans Venatiers ›Vogt Berthold‹. Eine eingehende Analyse weiterer Werke in Wolfgang Wippermann: „Gen Ostland wollen wir reiten". Ordensstaat und Ostsiedlung in der historischen Belletristik Deutschlands. In: Wolfgang Fritze (Hg.): Berliner historische Studien, Bd. 4. Germania Slavica 2. Berlin 1982, S. 187–255.

6 L[udwik] P[owidaj]: Polacy i Indianie, II. In: Dzennik Literacki 56 (30. Dez. 1864).

7 Julius Mann: Die Ansiedler in Amerika. Stuttgart 1845, zit. in Kriegleder: The American Indian in German Novels, S. 490.

durch eine romantische Brille sahen. Ähnlich wie der französische Adlige Chateaubriand suchten und fanden sie den ›edlen Wilden‹, ein ständiger Vorwurf an den Krämergeist der aufstrebenden amerikanischen Demokratie. Einige entdeckten sogar Ähnlichkeiten zwischen Indianern und den alten Germanen.[8] Autoren, die diesen Standpunkt einnahmen, Romanschriftsteller ebenso wie Reisende, kritisierten häufig die Indianerpolitik, die von Helden der Grenze wie Andrew Jackson verfolgt wurde. Karl May sollte diese romantische Sicht gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Büchern wie *Winnetou* popularisieren, in denen der deutsche Protagonist lernt, dass die wahren Edlen Indianer sind wie sein Freund Winnetou, während den Yankees die Rolle unaufrichtiger Opportunisten überlassen wird.[9] Da Karl May ein Schriftsteller war, den Hitler während seines ganzen Lebens immer wieder las, lässt dies die nationalsozialistischen Vorstellungen von osteuropäischen ›Indianern‹ in einem noch verwirrenderen Licht erscheinen.

Die Faszination der Bücher von Karl May beruhte natürlich zu einem Teil darauf, dass der edle Indianer als Stock benutzt werden konnte, mit dem man die Angelsachsen wegen ihrer ›Heuchelei‹ prügeln konnte. Der gleichen Logik folgend hatten nationalsozialistische Autoren auch keine Hemmungen, die amerikanische Sklaverei anzuprangern, brachten jedoch gleichzeitig keine Spur von Mitgefühl für das Schicksal der Schwarzen in den USA der 1930er und 1940er Jahre auf – die „Verniggerung“ der amerikanischen Gesellschaft zum Beispiel war ein fester Bestandteil der nationalsozialistischen Schmähungen der USA. Das Faszinosum Karl Mays ging freilich darüber hinaus. Der unterstellte Edelmut, den der deutsche Held mit Winnetou teilte, war eine Anspielung auf ein altes deutsches Thema, ein Klischee unter Kulturkonservativen: dass die Deutschen höher ständen als die phantasielosen, geldgierigen Angelsachsen. Den Lesern wurde eine idealisierte Alternative zu allem angeboten, was sie am „Amerikanismus“ (und dem Gespenst einer „Amerikanisierung“ Deutschlands) verabscheuten – die Dominanz der Wirtschaft, der Kult des materiellen Erfolgs, die Mechanisierung der Produktion, von Menschen wimmelnde Großstädte, das [scheinbare] Fehlen von Kultur und Seele.[10] Das waren die gängigen Stereotype über Amerika im Dritten Reich; Hitlers Monologe waren voll davon. Und die Alternativen zu einer abgelehnten Realität? Eine davon war der idealisierte edle Wilde, der nicht weniger stark idealisierte Gren-

8 Harry Liebersohn: European Travelers and North American Indians. Cambridge, Mass. 1998, S. 1–9 und 115–163.

9 Kriegleder, The American Indian in German Novels, S. 497f.

10 S. Adolf Halfeld: Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. Jena 1927; Peter Berg: Deutschland und Amerika 1918–1929. Über das deutsche Amerikabild der zwanziger Jahre. Lübeck/Hamburg 1963; Philipp Gassert: Amerika im Dritten Reich. Stuttgart 1997; Herbert A. Strauss: Stereotyp und Wirklichkeiten im Amerikabild. In: Willi Paul Adams und Knud Krakau (Hg.): Deutschland und Amerika. Berlin 1985, S. 19–38.

zergeist eine andere. Hitler wollte wie so oft beides – weiterhin Karl May lesen und gleichzeitig seinen Anhängern erzählen, dass Polen und Ukrainer wie die Indianer behandelt werden müßten. Populäre nationalsozialistische Autoren verführen ebenso, wenn sie über deutsche Kolonisten in Amerika schrieben und behaupteten, diese hätten eine engere Beziehung zu den Indianern, gleichzeitig jedoch die „Heldentaten" der Kolonisten feierten, als diese die Grenze im Mohawk-Tal und den Carolinas verteidigten.[11] Doch die beiden Mythen ließen sich nicht miteinander vereinbaren, und es war die Grenze, die sich schließlich als der verlockendere von beiden erwies. Er hatte eine wirkmächtige Geschichte darüber anzubieten, wie die deutsche Gesellschaft durch Siedlungen verjüngt werden könnte, und eine Möglichkeit, die Verdrängung der „geschichtslosen Völker" zu rationalisieren – die „Stämme", die ihnen im Weg standen.[12]

Wer von Indianern sprach, dachte an Vernichtung. Hören wir Hans Frank, der 1942 vor einer Parteiversammlung in Lemberg (Lwow) in dem sarkastisch-brutalen Stil spricht, der ihn selbst unter den führenden Nationalsozialisten heraushob:

„Ich spreche hier nicht von den Juden, die wir hier noch haben, mit diesen Juden werden wir auch fertig. Übrigens habe ich heute gar nichts mehr davon gesehen. Was ist denn das? Es soll doch in dieser Stadt einmal Tausende und Abertausende von diesen Plattfußindianern gegeben haben, – es war keiner mehr zu sehen. Ihr werdet doch am Ende mit denen nicht böse umgegangen sein? (Große Heiterkeit)."[13]

Hitler, der ein Jahr zuvor in einem kleineren Kreis sprach, war nüchterner in seinem Zynismus. Er habe noch nie gehört, dass ein Deutscher ein Stück Brot gegessen und sich darüber Gedanken gemacht habe, dass dieses letztlich auf einem Boden gewachsen sei, der mit dem Schwert erobert wurde: „Wir essen auch kanadischen Weizen und denken [dabei] nicht an die Indianer", setzte er hinzu – eine stille Reverenz vielleicht, aber mehr nicht, an Karl Mays Winnetou.[14] Das waren die Einstellungen, die von den NS-Führern gegenüber dem ›wilden Osten‹ mitgebracht wurden. Wenn die deutsche Politik auf Widerstand traf, verstärkte dies lediglich ihre Vorurteile. Slawen und Juden, denen die Rolle der Indianer zugeschrieben wurde, bewiesen nur, dass sie dies und nichts anderes waren. „Mit den Partisanen gibt es hier einen Kampf wie in den Indianerkämpfen in Nordamerika", sagte Hitler im August 1942. Drei Wochen später dröhnte er: „Wir werden eine Razzia machen müssen … und immer aufknüpfen! Das

11 Ziegfeld, 1000 Jahre deutsche Kolonisation und Siedlung, S. 39–41; Forstreuter, Der endlose Zug, S. 105–111.

12 Die Begriffe ›Stamm‹ oder › Stämme‹ wurden zunehmend gängige Termini unter Historikern wie Hermann Aubin, da sie eine Möglichkeit darstellten, die wahre nationale Souveränität (›nationhood‹) osteuropäischer Völker auf ein Mindestmaß zu begrenzen.

13 Diensttagebuch, S. 522f. (1. Aug. 1942).

14 Hitler, Monologe im Führer-Hauptquartier, S. 91 (17. Aug. 1941).

wird ein richtiger Indianerkrieg werden."[15] Es gab in der Tat Parallelen. Im deutschen Osten wie im amerikanischen Westen überzogen die Eroberer die indigenen Völker mit Raub und Völkermord und verkündeten gleichzeitig unablässig ihre Mission, das Land zu „zivilisieren"; anschließend schrieben sie ihren Opfern „Hass" und „primitive Grausamkeit" zu. Trotzdem gab es auch deutliche Unterschiede zwischen beiden Vorgängen: Der eine zog sich in die Länge, der andere konzentrierte sich auf einige wenige Jahre. Auch die Ergebnisse waren verschieden. Goebbels konnte zwar den Auftrag erteilen, die Umsiedlung der Wolhyniendeutschen zu filmen, hätte aber keine Gelegenheit gehabt, einen Film wie ›How the East Was Won‹ (›Das war der wilde Osten‹) drehen zu lassen.

1941 sprach Hitler noch von „Indianern" im Zusammenhang mit dem Anbau von Weizen; ein Jahr später redete er über die Aktivität von Partisanen. In diesem Themenwechsel kam etwas zum Vorschein, was an Ort und Stelle passierte. Während 1941 die Jagd auf angebliche Partisanen häufig eine Chiffre oder ein Vorwand für den Mord an den Juden war, hatte die Heftigkeit des bewaffneten Widerstands 1942 und 1943 zugenommen. Die Verschlechterung der Lage der Deutschen an der Ostfront war ein starkes psychologisches Motiv für die Zunahme der Partisanentätigkeit; zudem fand der Widerstand gegen die Wehrmacht zunehmend Unterstützung durch die sowjetische Regierung. Die Schlacht um Stalingrad 1942/43 und die darauf folgende Gegenoffensive der Roten Armee hatten im Osten dieselbe Wirkung auf die Partisanen wie die erfolgreiche Landung der Alliierten in der Normandie 1944 im Westen auf den französischen Widerstand. Die deutsche Politik trug das Ihre dazu bei, den Partisanen Zulauf zu verschaffen. „Judenrazzien" und die Liquidierung der Ghettos bewog die kleine Minderheit von Juden, denen die Flucht gelang, vor allem Jüngere, in den Wäldern und Sümpfen um ihr Überleben zu kämpfen. Zu ihnen stießen Polen, Ukrainer und Weißrussen, die vor der immer brutaleren Politik der Deutschen flohen, Zwangsarbeiter für das Reich auszuheben. In den Jahren 1942/43 nahm die Brutalität der Besatzer weiter zu. Aus den Städten deportierte man auf einen Schlag ganze Menschenansammlungen. Dörfer wurden systematisch nach Personen im arbeitsfähigen Alter (und auch andere) durchkämmt. Allein aus der Ukraine wurden 1,5 Millionen Einwohner, 2,5 Prozent der Gesamtbevölkerung, nach Deutschland deportiert. Es gab einen direkten Zusammenhang zwischen den Deportationen und der Zunahme der Zahl der Partisanen.[16] Die unmenschlichen Vertreibungen der ansässigen Bewohner, die den

15 Ebd., S. 334 und 377 (8. und 30. Aug. 1942).

16 Karel C. Berkhoff: Harvest of Despair. Life and Death in the Ukraine Under Nazi Rule. Cambridge, Mass. 2004, S. 253–304. Zur Abhängigkeit des ›Altreichs‹ von diesen Zwangsarbeitern s. Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländereinsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1985.

Ansiedlungen von Volksdeutschen vorausgegangen waren, schufen eine Klasse von Enteigneten, die nichts mehr zu verlieren hatten. Ein Paradebeispiel war die gewaltsame „Aussiedlung“ von über hunderttausend Polen aus dem Distrikt Zamość im Generalgouvernement im Winter 1942/43, die fast sofort Vergeltungsangriffe auf deutsche Siedler zur Folge hatte. Wie der zuständige deutsche Behördenleiter bitter vermerkte, hatte die Umsiedlungspolitik aus den Polen „Banditen“ gemacht.[17] Das war einer der vielen Streitpunkte in dem Konflikt um die richtige Taktik zwischen den SS-Planern einer deutschen Umsiedlung und Haus Frank, der auf kurze Sicht ein Interesse daran hatte, die polnische Bevölkerung nicht gegen die Besatzer aufzubringen.

Im gesamten von den Deutschen besetzten Osten wurde die Unsicherheit ein immer größeres Problem, „Auf längeren einsamen Strecken und bei Nachtfahrten ist z. Zt. auch die Mitnahme einer Waffe ratsam“, warnte 1943 der Baedeker für das Generalgouvernement.

17 Jachomowski, Umsiedlung, S. 194–197; grundlegend zum ›Siedlungsprojekt Zamość‹ und seinen Auswirkungen: Wasser, Himmlers Raumplanung, S. 133–229. S. a. Aly und Heim, Vordenker der Vernichtung, S. 432–438.

Vor kurzem erschienen:

KARL MAYS WERKE

Historisch-kritische Ausgabe

Herausgegeben von der Karl-May-Gesellschaft

Abteilung III – Erzählungen für die Jugend, Band 1

Der Sohn des Bärenjägers

Erzählungen

Zu beziehen durch:
Karl-May-Museum, Karl-May-Straße 5, 01445 Radebeul
shop@karl-may-museum.de • www.karl-mays-werke.de

Rolf J. G. Stadelmayer

Die Railroad der Atlantic and Pacific Company – Teil I

[...] *ins New-Mexiko hinein?*

Einführendes

Als Karl May im Jahre 1893 den *1. Band* des *Winnetou* schrieb, verlegte er die Handlung rund dreißig Jahre zurück in die Vergangenheit – diese Handlung dürfte wohl hinreichend bekannt sein. Nachfolgend soll versucht werden, einen Widerspruch zur Ortsangabe der *Sektion* (dem Vermessungsabschnitt) zu klären und der in der Reiseerzählung genannten *Atlantic and Pacific Company* etwas näher auf die ›Spur‹ zu kommen.

[...] *für eine der großen Bahnen*

Der Ich-Erzähler schließt aus den beim Eintreten durch eine gläserne Bürotür erhaschten und in goldenen Lettern geschriebenen beiden Wörtern *Office* und *surveying*, dass es sich um ein Vermessungsbüro handelt. Welche Art von Vermessung, bleibt dabei offen, da anschließend nur allgemeine Vermessungsthemen zur Sprache kommen. Deshalb hofft Karl (seinen Namen nennt er erst später), als ihm bekannt wird, dass er für die o. g. *Company* im *wilden Westen* als *Surveyor, Feldmesser* arbeiten soll, dass er *vielleicht gar für eine der großen Bahnen, welche geplant wurden*, eingesetzt wird, denn auch aus dem Namen der Company geht wiederum nichts über deren Tätigkeitsfeld hervor.[1] Aus den Wörtern *Atlantic* und *Pacific* konnte er jedoch schließen, dass es sich wohl um eine Eisenbahngesellschaft handelt, denn unter dem Begriff ›Atlantic and Pacific‹ wurde und wird in Amerika die generelle Idee einer diese beiden Weltmeere verbindenden Transkontinentalbahn bezeichnet. Deshalb ist wohl auch in der amerikanischen Winnetou-Ausgabe aus dem Jahre 1977 das Wort *Company* fortgelassen worden: *Atlantic and Pacific*. Um die günstigste Eisenbahntrasse zur Westküste zu erforschen, waren Mitte des 19. Jahrhunderts von der Regierung der USA mehrere Expeditionen ausgesandt worden. Für die nachfolgenden Untersuchungen ist von diesen lediglich der Pioniertrupp, der entlang des 35. nördlichen Breitengrads zog und unter Leitung von Lieutenant Amiel Weeks Whipple stand, von Bedeutung. Old Shatterhand bezieht sich hierauf, wenn er die Lage des zu vermessenden Abschnitts mit der ungefähren Breite von Damaskus vergleicht, denn

1 Karl May: *Winnetou, der Rote Gentleman. 1. Band* (GR VII), S. 33.

Damaskus liegt auf dem 34. nördlichen Breitengrad, womit die etwaige Annahme einer Bahn durch den Oklahoma-Panhandle ausgeschlossen wird.

[...] *ins New-Mexiko hinein*

Bereits im ersten Kapitel erfährt der Ich-Erzähler dann, dass es *immer den Canadian hinauf und und ins New-Mexiko hinein*[2] geht und dass es sich tatsächlich um die Vermessung einer Eisenbahn handelt, und zwar um die, die *von St. Louis aus durch das Indian-Territory, New-Mexiko, Arizona und Californien nach der Pacific-Küste gehen* soll.[3] Im zweiten Kapitel lautet es dann etwas präziser: *Die Bahn sollte durch die Prairien dem Laufe des südlichen Canadian folgen; die Richtung war also bis zum Quellgebiete desselben vorgezeichnet, während sie von New-Mexiko an durch die Lage der Täler und Pässe ebenso vorgeschrieben wurde.*[4] (Eine der verschiedenen Erklärungen des Namens ›Canadian‹ ist die, dass die Entdecker dieses Flusses vermeinten, sich bereits in Kanada zu befinden.) Der von May genannte Linienverlauf stimmt mit der Route der Whipple-Expedition überein. An dieser Expedition nahm Balduin von Möllhausen als Topograph und Zeichner teil. Während Whipple den offiziellen ›Whipple-Report‹ verfasste, schrieb Möllhausen über seine vom 15. Juli 1853 bis zum 21. März 1854 durchgeführte Reise zwei Bücher. 1858 wurde das von Alexander von Humboldt geförderte ›Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee‹ mit vielen Illustrationen veröffentlicht. Karl May besaß ein Exemplar der preiswerteren zweiten Auflage von 1860 mit dem Titel ›Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nordamerika‹. Die zweite Auflage enthielt zwar nicht die den Druck verteuernden Farbbilder, jedoch ebenfalls die von Dr. Henry Lange bearbeitete und gezeichnete Karte.

[...] *wie Scherenklingen*

Während Möllhausen auch von Texas und dem Llano estacado berichtet, erwähnt May diese ihm in anderen Erzählungen doch so wichtigen geographischen Begriffe in *Winnetou 1. Band* nicht. Bei der Beschreibung des Linienverlaufs lässt er auf das Indianer-Territorium direkt New Mexico folgen. Eine alte Karte stellt die Grenzverhältnisse ebenso dar, denn westlich an das Indianergebiet „Westers Territory“ grenzt dort, den Texas-Panhandle unterschlagend, direkt „New Mexico or Santa Fe“ an (Abb. 1). Bis zum Kompromiss von 1850 zählte das östliche New Mexico zu den ›Disputed Territories‹ auf die Texas Anspruch erhob.

May besaß jedoch 1893 sehr aktuelle Karten, die Texas in seinen gesetzlich festgesetzten Grenzen zeigten. Trotzdem hielt er die Erwähnung von Texas in der Aufzählung der Staaten und Territorien vermutlich für überflüssig. Vermutlich deshalb, weil

2 Ebd.
3 Ebd., S. 34.
4 Ebd., S. 36.

zur Handlungszeit des *Winnetou* auch Texas nördlich der Red-River-Grenze noch Indianergebiet war. Dies wird durch eine Bemerkung Mays bestätigt, in der er Texas im Zusammenhang mit den Kiowas nennt, von denen *noch viele Abteilungen in den texanischen Wüsten, namentlich im sogenannten Pan-handle herum*schweifen.[5] Seltsamerweise schreibt er über die Grenze Texas/New Mexico, dass *die südöstliche Ecke von New-Mexiko in das Gebiet von Texas hineinstößt.*[6] Dies ist ja im Grunde nicht möglich, denn entweder handelt es sich um das Gebiet von New Mexico oder um das von Texas. Verständlich wird alles nur, wenn hiermit ausgesagt werden soll, dass das Staatsgebiet von New Mexico in die Landschaft von Texas (Llano estacado) hineinstößt. Reinhold Wolff schreibt in Bezug auf ein im zweiten Band des *Winnetou* stehendes *ins Texas*:

„Texas ist damals noch mexikanisch und hat nach Westen kaum definierte Grenzen: wo auf zeitgenössischen Karten ›Texas‹ steht, sind Teile des heutigen [...] *New Mexico* mit eingeschlossen. Winnetou, der am *Rio Pecos* wohnt [...], wäre als Mexikaner und Texaner geboren. [...] Die Grenzen von Texas mögen auf den Karten zu Karl Mays Zeiten zumindest im Westen noch offen sein und Teile von *New Mexico* mit einbeziehen."[7]

Abb. 1. Alte Karte vom Südosten Nordamerikas

Dazu passt auch: *Die Grenzlinien sind beweglich, sie öffnen und schließen sich wie Scherenklingen.*[8] Hier besteht volle Übereinstimmung mit Möllhausen, denn dieser schreibt, dass ein Teil des Staates von Texas als Landschaft von New Mexico angesehen wurde und die Grenzen beweglich waren. Trotzdem nennt er die westliche Grenze von Texas zweimal exakt in Bezug auf den Rocky Dell Creek, ein felsiges Flüsschen mit Wassertümpeln. Er schreibt im XII. Kapitel: „[...] und dann mit erneuten Kräften den Rocky Dell Creek, der westlichen Grenze von Texas, zuzueilen, um an demselben von der trostlosen Llano wieder herabzusteigen."[9] Und im XIV. Kapitel lautet es:

5 Ebd., S. 179.

6 Karl May: *Der Geist der Llana estakata*. In: Der Gute Kamerad. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. 2. Jg. Nr. 42/18. Juli 1888, S. 667.

7 Reinhold Wolff: ›Charley goes to America!‹. Statt eines Vorworts: Eine Reiseerzählung. In: Meredith McClain/Reinhold Wolff (Hg.), Karl May im Llano Estacado, Husum 2004, S. 30 und 38.

8 May, wie Anm. 6, S. 668.

9 Balduin Möllhausen: Wanderungen durch die Prärien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Mississippi nach den Küsten der Südsee im Gefolge der von der Regierung der Vereinigten Staaten unter Lieutenant Whipple ausgesandten Expedition. Leipzig 1860, S. 151.

„Mit dem Rocky Dell Creek wurde zugleich die westliche Grenze von Texas überschritten, nachdem die Reise über die ganze Breite dieses Staates, von den Antelope Hills bis zu letztgenanntem Flüßchen, eine Strecke von 185 Meilen, zurückgelegt worden war."[10]

Die dem Buch beigefügte Karte zeigt dies deutlich:

zwischen dem Quellgebiete des Rio Pecos und des südlichen Canadian.[11]

Es handelt sich also um die Quellgebiete beider Flüsse: *dem Quellgebiete des Rio Pecos und* dem Quellgebiete *des südlichen Canadian.* Bestätigt durch das Vorherige *ins New-Mexiko hinein* und durch die beiden dort liegenden Quellgebiete, befindet sich

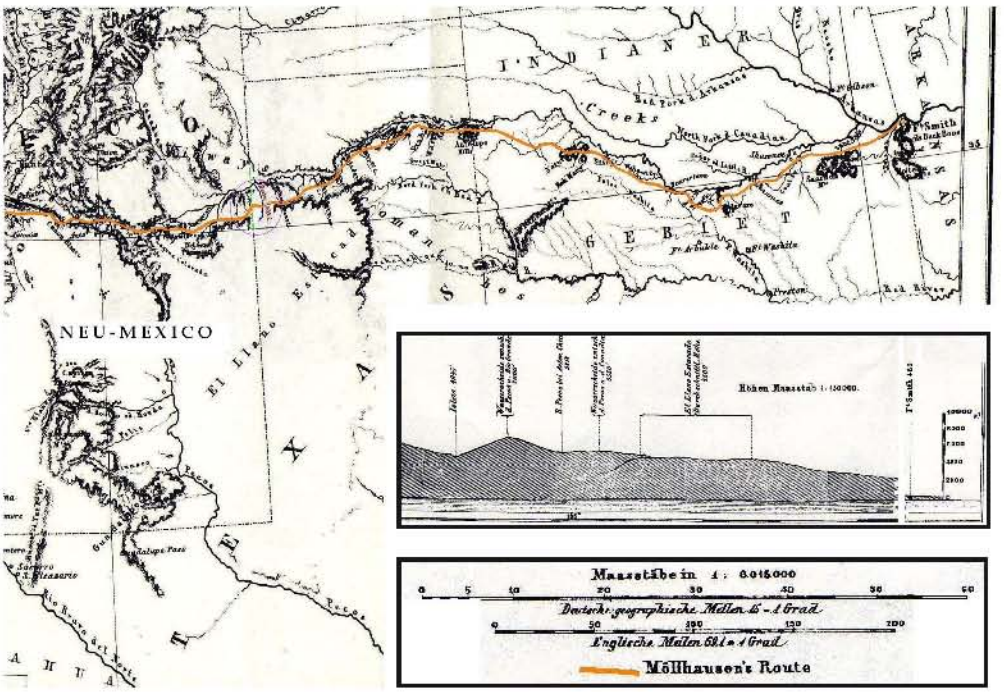


Abb. 2. Ausschnitte aus Möllhausens Reisekarte mit Längsprofil und Maßstab (vergrößert)

[...] *zwischen dem Quellgebiete des Rio Pecos und des südlichen Canadian*

May schreibt in Übereinstimmung mit der Route, die Whipple nahm, im ersten Kapitel:

Diejenige Sektion welche mir und noch drei anderen Surveyors unter einem Oberingenieur zugefallen war, lag

die zu vermessende Sektion also wohl eindeutig in New Mexico. Und zwar, da sich erst im weiteren Verlauf der Strecke Täler und Pässe finden, in einem ebenen Landstrich. Das entspricht Möllhausens Beschreibung dieser Gegend als Flachland mit der diesem folgenden Wasserscheide (den beiden May'schen Quellgebieten) der beiden Flüsse. Nach Möllhau-

10 Ebd., S. 170.

11 May, wie Anm. 1, S. 34.

sens dem XXXIX. Kapitel angefügten ›Bericht des Kriegsministers der Vereinigten Staaten, Mr. Jefferson Davis, über die von der Expedition durchforschten Route‹ kamen für den Aufstieg aus dem Flachland „nach der Wasserscheide zwischen dem Canadian und dem Rio Pecos, bis zu einer Höhe von 5543 Fuß, und alsdann hinab in das Tal des letzteren“ zwei Täler in Betracht, das Tal des Tucumari Creek und alternativ das Tal des Pajarito Creek.[12] Auch bei May erfährt der Leser, dass *wir* [...] *die geeignete Richtung also erst zu entdecken* hatten.[13] Die generelle Richtung wurde ja – wie bei der Whipple-Expedition – vorgegeben. Die Entdeckung der geeigneten Richtung bezieht sich auf die Einhaltung der technischen und finanziellen Vorgaben der Eisenbahngesellschaft. Dazu dienten Old Shatterhands Erkundungsritte mit mehrmaliger Erwähnung von Trockenflüssen. Analog berichtet Möllhausen von Gebirgsflüssen, die trocken bleiben.

... nach Texas hinein

Bei May finden sich zwei Ungereimtheiten. Eine besteht darin, dass die Richtung bis zum Quellgebiet des Canadian vorgezeichnet sei, *während sie von New-Mexiko an durch die Lage der Thäler und Pässe ebenso vorgeschrieben wurde.*[14] Ungereimtheit deshalb: Weil sich das Quellgebiet des Canadian schon tief in New Mexico befindet, kann sich die Richtung nicht mehr *von New-Mexiko an* anders orientieren. Erst recht wirft dann der Satz: *Unsere Sektion aber lag zwischen dem Canadian und New-Mexiko* Rätsel auf.[15] Ein Blick auf die Karte zeigt, dass der Canadian ungefähr senkrecht auf die Grenze New Mexicos trifft – für ein ›zwischen‹ ist hier schlicht kein Raum. Und wie kann die Sektion zwischen dem Canadian und New Mexico liegen, wenn sie nach dem vorher Gesagten bereits in New Mexico liegt? Die Antwort ist in der oben geschilderten Auffassung beweglicher Grenzen zu finden. Hinzu kommt, dass im Westen der USA die gesetzlich festgelegten Grenzen aufgrund einfacher Vermessungsmethoden nicht genau mit den örtlich ermittelten übereinstimmen. Für die Grenze zwischen New Mexico und Texas wurde der 103. Längengrad westlich von Greenwich bestimmt, das örtliche Grenzmal am Nordende steht jedoch noch ca. 30 km weiter westlich (s. Teil II, Abb. 3).

Später wird Santer zwischen dem Quellgebiet des südlichen Canadian und des nördlichen Red-River-Armes verfolgt. Beim Blick auf die Karte muss der Leser ratlos bleiben, da die beiden Gebiete weit voneinander getrennt liegen. All dies mag 1951 die Bearbeiter im Karl-May-Verlag veranlasst haben, den zweifelhaften Handlungsort von New Mexico eindeutig nach Texas zu verlegen: „*den Canadian hinauf und* nach Texas *hinein.*“[16] In die Reihenfolge der Aufzählung wur-

12 Möllhausen, wie Anm. 9, S. 475, 476.
13 May, wie Anm. 1, S. 36.
14 Ebd.
15 Ebd.
16 Karl May: Winnetou I. Bamberg 1951, S. 33.

de Texas eingefügt: [...] *Indian Territory*, Texas, *New Mexico*.[17] Aus dem Rio Pecos wurde der texanische Red River: „*zwischen dem Quellgebiet des* Red River und dem *Canadian*“ – wobei man dem Letzterem sein Quellgebiet nahm, indem *des* zu „dem“ ›geschliffen‹ wurde.[18] Auf der Karte A7 des ›Kartensatzes zu Karl May – Gesammelte Werke‹ endet die Sektion exakt auf der Grenze Texas/New Mexico, liegt also in Texas etwas südlich von Trujillo (auf Mays Karte: „Truxillo“) bei der Grenzstadt Glenrio, heute Geisterstadt an der historischen Route 66, nördlich der späteren Eisenbahn und südlich des neuen Interstate-Highways No. 40.[19] Wie man hieran erkennt, verlief dort nicht nur zu Old Shatterhands Zeiten eine viel frequentierte Ost-West-Route. Auf einer der Karten im Karl-May-Atlas wird die Sektion ebenfalls in Texas, jedoch nördlicher, den Canadian überquerend, dargestellt. Im selben Atlas endet die Sektion auf der benachbarten Karte dann allerdings erst ca. 8 km westlich der Grenze in New Mexico.[20] Auch so kann die Lösung des Problems ausfallen.

(Teil II folgt)

Abbildungsnachweis

Abb. 1: http://de.wikipdia.org/wiki/Texas#Geschichte. Datei: Texasrepublicmap.jpg. Quelle: http://www.forttumbleweed.com/reagan.html.

Abb. 2: Karte zu Balduin Möllhausen's Reise vom Mississippi nach der Küste der Südsee im Jahre 1853–1854. Entworfen und gezeichnet von Dr. Henry Lange. F. A. Brockhaus geogr. artist. Anstalt. Leipzig 1860. Verlag von Herman Mendelssohn (Ausschnitte, bearbeitet).

17 Ebd., S. 34.
18 Ebd.
19 Karl-May-Landkarten. Bamberg, ohne Jahresangabe.
20 Hans-Henning Gerlach: Karl-May-Atlas. Bamberg 1997, S. 257 und 256.

Fahndungsaufruf zu den ›Senfindianern‹

Unser Mitglied Karl Markus Kreis aus Unna beschäftigt sich mit der Senfindianer-Geschichte aus dem Ölprinz. Wir erinnern uns: Der Hobble-Frank erzählt im Kreise der weißen Auswanderer die nachfolgende Geschichte.

»[…] *Also diese beeden Indianer waren von ihrem Schtamme nach Washington gesandt worden, um dem großen, weißen Vater eenige Wünsche des Schtammes vorzutragen. Als Gesandtschaft mußten sie nobel und rücksichtsvoll behandelt werden, und darum wurden sie des Abends zum* Supper, *zum Abendessen beim Präsidenten eingeladen. Sie saßen da nebeneenander ganz unten an der Tafel, die fast zusammenbrach vor Flaschen, Schüsseln und Tellern, die daraufschtanden. Da gab's Schpeisen, die sie im Leben noch nich gesehen, noch viel weniger aber gegessen hatten; dabei lagen die Messer, Gabeln und Löffel, und sie mußten achtgeben, wie sie sich dabei zu benehmen hatten. Da raunte der Alte dem Jungen listig zu: ›Mein junger Bruder mag mit mir offpassen, wovon die weißen Gäste am wenigsten nehmen; das ist die teuerste und köstlichste Schpeise; da langen wir tüchtig zu.‹*

»*Sie gaben also acht und bemerkten, daß am allerwenigsten genommen wurde von einer braunen Schpeise, die auf silbernen Untersetzern in kleenen, feinen Gläsern schteckte. In jedem Gläschen gab es eenen kleenen Löffel, der aus Schildkrötenschale gemacht war. Da meente der Alte wieder zu dem Jungen: ›In diesen Gläsern befindet sich das teuerste und köstlichste Gericht. Mein junger Bruder kann een solches Glas mit seiner Hand erreichen; er mag sich zuerst von der Schpeise nehmen.‹*

»*Der junge Indianer zog sich das Glas herbei, nahm eenen gehäuften Löffel voll und rasch darauf noch eenen zweeten. Dabei blickte er sich um, ob man wohl bemerkt habe, daß er gleich zwee Löffel voll genommen hatte. Keen Mensch guckte her. Erscht nun begann er, die köstliche Schpeise mit der Zunge zu zerdrücken, und der Alte sah ihm dabei voller Schpannung in das Gesicht. Dieses Gesicht wurde nach und nach gelb, rot und blau, sogar grün, aber es blieb schtarr und unbewegt, denn een Indianer darf selbst bei den ärgsten Schmerzen nich mit der Wimper zucken. Die Oogen wurden schtarr und immer schtarrer und fingen an zu thränen, bis das Wasser schtromweise über die Backen runterlief. Da machte der junge Indsman eenen fürchterlichen, todesmutigen Schluck, und – hinunter war der Senf und es wurde ihm wieder besser, nur daß das Wasser noch immer in Schtrömen aus den Oogen lief. Darum fragte der alte Indsman neugierig: ›Warum weint denn mein junger, roter Bruder?‹*

»*Dieser hätte um alles in der Welt nich eingestanden, daß ihm die köstliche Schpeise so off die Nerven und an das Leben gegangen sei, und darum antwortete er: ›Ich dachte eben daran, daß mein Vater vor fünf Jahren im Mississippi ertrunken is; darum weine ich.‹*

»Bei diesen Worten schob er dem Alten das Glas hin. Dieser hatte gesehen, wie schlau sein junger Bruder gewesen war, und machte es ebenso: er schob schnell hinter eenander zwee volle Löffel in den Mund und klappte ihn dann rasch zu. Aber dann gingen mit eenem Male die Lippen wieder auseenander und klappten auf und zu wie bei eenem Karpfen, der keene Luft bekommen kann oder wie wenn man eenen brennend heeßen Bissen in den Mund gesteckt hat und doch nich wieder herausnehmen kann. Dann zog es dem Alten die Schtirnhaut in die Höhe, und in der Gurgel quirlte es höchst verdächtig. Die Farbe seines Gesichtes veränderte sich wie bei eenem Chamäleon; der Schweeß sickerte aus allen Poren; die Oogen wurden rot und füllten sich mit eenem See von Thränen, welcher bald überlief und seine Fluten über die Backen herniedergoß. Das sah der Junge und fragte ihn: ›Warum weint mein alter, roter Bruder?‹

»Da schluckte dieser mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft den Senf hinunter, holte tief und schtöhnend Atem und antwortete: ›Ich weine darüber, daß du damals vor fünf Jahren nich ooch gleich mit ersoffen bist!‹ […]« (Karl May: *Der Oelprinz*. In: Der gute Kamerad. 8. Jg. 1893/94, S. 605)

Kreis vermutet die folgende Anekdote als einen Vorläufer dazu. Ein ›Wilder‹, der einmal mit Franzosen zu Tisch saß, habe den dargereichten Senf probieren wollen, aus Neugierde, diese ihm unbekannte Speise kennenzulernen. Er habe seinen Löffel tief in den Senf getaucht und eine reichliche Portion zu sich genommen, bevor jemand ihn über das Gewürz aufklären konnte: „Gott weiß, ob er damit die ganze Tischgesellschaft in Heiterkeit versetzte." Jedenfalls habe der Mann, um die Stärke seines Mutes zu zeigen, sich angestrengt, seine Selbstbeherrschung zu bewahren. Seine Tränen hätten ihn jedoch verraten, obwohl er die Zähne und Lippen zusammenpresste bis zum Äußersten.[1] Sie ist dem Bericht eines Jesuitenmissionars aus der französischen Kanada-Mission vom Jahre 1658 entnommen. In den M-KMG Nr. 114, S. 14, wird auf einen Bericht von 1602 verwiesen, in dem die Reaktion einer Gruppe von Indianern auf den Genuss von Senf erwähnt ist (nach Urs Bitterli). 1914 wiederum erzählte der Sioux Chauncey Yellow Robe bei einer Rede vor der ›Society of American Indians‹ eine Variante mit Meerrettich beim Besuch von Indianern in Washington; ich nehme an, er hat sie kaum bei Karl May gelesen – also muss sie auch anderweitig im Umlauf gewesen sein.

Die redaktionsinternen Recherchen ergaben einen Hinweis in den M-KMG Nr. 24, S. 29, der allerdings nur rezeptionsgeschichtlich interessant ist und nicht zur Herkunft der Geschichte führt. Unsere Rubrik ›Neues um Karl May‹ vermeldet in M-KMG Nr. 53, S. 46, den folgenden Zeitungsbericht: Michael Flegel: Karl May klaut in der Türkei. In: Münchener Merkur vom 3./4.7.1982.

Die sehr findige und entgegenkommende Fernleihabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen hat sich der Suche nach diesem Zeitungsartikel angenommen und ist alle Online-Datenbanken

1 Nach R. G. Thwaites (Hg.): The Jesuit Relations and Allied Documents. New York 1959, Bd. 44, S. 279–281.

bzw. die in den deutschen Verbundsystemen Online vernetzten Bibliotheken durchgegangen und musste nach drei Monaten die Suche für gescheitert erklären.

Darum nun die Bitte an unsere Mitglieder: Wer kann eine Kopie des Zeitungsartikels zur Verfügung stellen oder kennt sonstige Senfindianer-Geschichten, die May gekannt haben könnte? Sachdienliche Hinweise werden an die Mitteilungsredaktion erbeten. Wir werden sie entsprechend weiterleiten bzw. veröffentlichen.

gk

Eckehard Koch

Mit Karl May von Amerika über China und Afrika nach Norland

Assoziationen zu Karl May 3: Wesensverwandtschaften

Über Karl Mays *Dschinnistan* ist jede Menge Sekundärliteratur veröffentlicht worden, und so ist natürlich auch schon lange bekannt, dass Christoph Martin Wieland (1733–1813) eine Märchensammlung veröffentlicht hat, die diesen Namen trägt.[1] Zwar hatte zu der Zeit, als Wieland seine drei Bände von Dschinnistan herausgab (1786, 1787 und 1789) die Begeisterung für solche Feenmärchen stark nach gelassen – Ende des 17. Jahrhunderts noch waren die französische Hofgesellschaft und ein immer größer werdendes Lesepublikum förmlich süchtig danach gewesen. Und auch heute noch lesen sie sich, wenn man für derlei Literatur empfänglich ist, wieder sehr gut, vergnüglich und durchaus so spannend, dass man das Buch nicht aus der Hand legen möchte, ohne fertig zu sein. Es sind Märchen voller Romantik, Treue und Liebe, Zauberer und Feen, Verwandlungen und Wunderbarem, die bis heute nichts an ihrem Reiz

1 Christoph Martin Wieland: Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen. Mit einem Nachwort von Hannelore Schlaffer. Bibliotheca Anna Amalia. Süddeutsche Zeitung Edition, München 2007. Vgl. Hermann Wohlgschaft: Karl May – Leben und Werk. Bücherhaus Bargfeld 2005, 3. Bd., S. 1733, mit der dort angegebenen Literatur.

verloren haben. Schon die Titel klingen exotisch: ›Nadir und Nadine‹, ›Adis und Dahy‹, ›Neangir und seine Brüder‹, ›Argentine und ihre Schwestern‹, ›Der Stein der Weisen oder Sylvester und Rosine‹, ›Timander und Melissa‹, um nur die Märchen aus dem ersten der drei Bände zu nennen. Auch die Namen anderer auftretender Personen wie Pasithea, Siroco, Sumi, Farsana, Ransu oder Astramond waren und sind absolut

wohlklingend. Wunderdinge, Talismane oder Ringe entfalten ihre Kraft, Feen greifen ein, Träume weisen die Richtung, und die einem strengen Zeremoniell unterliegende Hofgesellschaft flüchtete sich über die Märchenlektüre ins Zauberland. Wieland war nicht unumstritten, aber am Ende ungewöhnlich populär. Im Weimarer Kreis um Wieland und Anna Amalia, deren Favorit er war, gehörte die Märchenlektüre unbedingt zur Unterhaltung mit dazu. Alle fünf Märchen des ersten Bandes hat er selbst aus dem Französischen übersetzt (Autorin war die Gräfin D'Aulnoy), bearbeitet, um- oder sogar neu geschrieben, wie ›Timander und Melissa‹. Irgendwie erinnern die Märchen aber auch an die Sammlung ›Tausendundeine Nacht‹, vor allem die Geschichte um Neangir. Aber was hat all dies mit Karl May zu tun?

„Eine inhaltliche Beziehung zu Mays Roman hat Wielands ›Dschinnistan‹ freilich nicht", meint Wohlgschaft.[1] Und dem ist sicher prinzipiell zuzustimmen. Dennoch machen einige Stellen hellhörig. In der Vorrede zum ersten Band schreibt Wieland:

„Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterey zu seyn, daß man die *Genien* und *Feen* als Wesen einer höhern Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns immer etwas räthselhaftes, geheimes und unerklärbares hat; auch alsdann wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, (das man Schiksal nennt) in die ihrige eingeflochten, und wir, ohne zu wissen *wie* und *warum* Werkzeuge abgeben, wodurch das Schiksal ihnen Gutes erweiset."[2]

Werden wir mit diesem Schicksalsbegriff – es gibt keinen Zufall – nicht doch an Karl May erinnert? Die Feen sind in diesen Märchen die Schicksalsgöttinnen der Welt. Um 1200 hat die deutsche Sprache diese schönen Wesen, halb Frauen, halb Allegorien, und das sie umgebende Wortfeld übernommen – das Wort ›gefeit‹ kommt daher. Im 18. Jahrhundert wurde Deutschland dann erneut von den Feen erobert, als „Repräsentantinnen des guten Regiments"[3]. Und die gute Fee siegt immer:

„Wer Günstling einer Fee ist, dessen Abenteuer liegen so fest wie der Aufstieg in der Karriere des Höflings, der gute Ausgang ist gewiss. Träume und Ahnungen lenken alles Handeln im Sinne der herrschenden Fee."[4]

Karl Mays Verhältnis zum Spiritismus ist differenziert zu betrach-

1 Wohlgschaft, wie Anm. 1, S. 1733.

2 Wieland, wie Anm. 1, S. 10.

3 Schlaffer, wie Anm. 1, S. 232.

4 Ebd.

Christoph Martin Wieland (Gemälde von Anton Graff, 1794)

ten, wie Steinmetz u. a. gezeigt haben. Aber „immer häufiger erscheinen ihm die ›Schutzengel‹ nebst Verwandten: *indem ich hier an meinem Tische sitze und diese Zeilen niederschreibe, bin ich vollständig überzeugt, daß meine Unsichtbaren mich umschweben und mir, schriftstellerisch ausgedrückt, die Feder in die Tinte tauchen*“[5]. An anderer Stelle:

Wie wunderbar die Fäden des menschlichen Lebens gesponnen werden! So fern die Maschen von einander liegen, es kommt ganz unerwartet ein Faden, der sie vereinigt. Wer sind die Arbeiter, die an unseren Webstühlen sitzen? Wir selbst? Wer liefert uns das Garn? Wer bringt es auf die Spule? Wer legt die Kette um den drehenden Rahmen? Wer legt die Muster auf? Wer lenkt das unermüdliche Schiffchen Tag für Tag, Stunde um Stunde, vom ersten bis zum letzten Augenblicke unserer Erdenzeit?[6]

Mays Credo lautet: Es gibt keinen Zufall, und es liegt alles in Gottes Hand. Und diese glücklichen Zufälle machen auch einen Reiz der Wieland'schen Märchen aus, abgesehen natürlich von der wunderbaren (wenn auch altertümlichen) Sprache.

So schön Wielands Märchen zu lesen sind, so scheinen sie doch keinen besonderen Tiefsinn aufzuweisen, sondern ihr Autor scheint die Gattung Märchen vor allem als Formproblem verstanden zu haben und weniger – wie später die Romantiker – als Quelle von Poesie und Wunderbarem. Doch wird dieses Urteil Wieland nicht gerecht. Wenn man genauer hinsieht, dann zeigt sich, dass seine Märchen durchaus pädagogischen Charakter haben und Besserungsvorschläge statt Kritik am Adel beinhalten. ›Timander und Melissa‹ führt über ein reines Feenmärchen hinaus und ist eher als Erziehungsroman und politische Utopie zu lesen. Das gleiche gilt für ›Der Stein der Weisen oder Sylvester und Rosine‹, in dem gezeigt wird, dass aller Reichtum vergänglich ist, überwiegend Unglück bringt, und der „Stein der Weisen“ in einem erfüllten Leben besteht:

„[…] *ihr* habt in dieser Wildnis *den Stein der Weisen* gefunden. Mit die-

5 Hans Wollschläger: Karl May in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1965, S. 70.

6 Karl May: *Im Reiche des silbernen Löwen III* (GR XXVIII), S. 288.

sen Worten verschwanden die beyden Geister, und *Sylvester* und *Rosine* [ehemals König und Königin, zwischendurch beziehungsreich in Esel und Ziege verwandelt, jetzt Bauern] eilten beym lieblichen Scheine des Mondes, Arm in Arm nach ihrer Hütte zurück."

Ein erfülltes Leben war auch das Ergebnis der Suche nach Sinn bei Karl May. Und alle von Wielands Dschinnistan-Märchen ähneln in bestimmten Motiven der ›Zauberflöte‹, die man als belehrende Freimaurerutopie bezeichnet hat. Hier wird der Abstand zu Mays Alterswerk schon geringer. In dem Märchen ›Adis und Dahy‹ erweist sich diese Ähnlichkeit als besonders auffällig. Interessanterweise führt dieses Märchen auf die Insel Sumatra, und am Ende, nach glücklichem Ausgang für die sich Liebenden, heißt es: „[…] und die beiden Brüder flogen mit den schönen Schwestern in eine Insel von *Ginnistan*, die, von ihnen bewohnt und bevölkert, ein Nachbild des irdischen Paradieses wurde." Karl Mays Dschinnistan und das Reich der Shen lassen grüßen …

*

Wesensverwandtschaften mit Karl May finden sich aber vor allem in ganz anderen Bereichen, in Mays zeitgenössischer Literatur, die somit zeitgeschichtlich und für die May-Forschung interessant wird.

In seinem Alterswerk hat May gegen den Imperialismus gekämpft, gegen Kolonialismus und Europäisierung, gegen falsche Zivilisierung und Zwangs-Christianisierung. Er hat den Ersten Weltkrieg geahnt, er setzte sich für den Völkerfrieden und eine humane Behandlung anderer Völker ein, nicht nur in seinem klassischen Werk *Und Friede auf Erden!*, sondern auch in seinen übrigen Alterswerken bis zu *Winnetou IV*. Das alles ist bekannt und braucht hier nicht eigens wiederholt zu werden. Interessant sind aber Aussagen prominenter Zeitzeugen und -genossen, die denen von Karl May im Tenor ähneln.

Johannes Awetaranian (1861–1919) konvertierte vom Islam zum Christentum. Er stammte aus einem Dorf bei Erzurum, sein Vater war ein Derwisch. Als konvertierter Muslim musste er mehrfach fliehen und ging auf Missionsreise für den christlichen Glauben. In Kaschgar in Ostturkestan vollbrachte er sein Lebenswerk: die Übersetzung des Neuen Testamentes in den kaschgarischen Dialekt des Uigurischen. Er führte einen öffentlichen, in einer Zeitschrift veröffentlichten Briefwechsel mit muslimischen Gelehrten über das Verhältnis von Christentum und Islam. Als bekannt wurde, dass er Konvertit war, gab man ihm keine Gelegenheit mehr für interreligiöse Publikationen und Gespräche. Seit 1902 gab er türkische Zeitschriften heraus, die allerdings unregelmäßig erschienen. Er heiratete schließlich eine Deutsche und starb in Wiesbaden.

In einer Auseinandersetzung mit dem Mufti Ali Ziya um 1908, der ihn polemisch angegriffen hatte, schrieb er, ihn kulturphilosophisch herausfordernd, dass das, was Ali

Ziya als „Fabeln und Märchen" hingestellt habe, nämlich die Grundsätze der Bibel, also „Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit, Demut und Erbarmen", zur „Veredlung des Charakters" unabdingbar sei:

„Wahre Zivilisation sei die »Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten des Menschen aufgrund dieser Prinzipien«. Sie garantierten auch Gedanken- und Gewissensfreiheit, weswegen Religion »nicht als ein väterliches Erbteil anzusehen, sondern ihre Grundlagen auf ihre Wahrheit hin zu prüfen sind und sie sich so anzueignen« ist. Wo Zivilisation nicht auf diesen Grundsätzen aufbaue, beschleunigten Kunst und Wissenschaft als Werkzeuge des persönlichen Vorteils die Zerstörung menschlicher Gemeinschaft, statt der Verbesserung der Lage zu dienen. Gleichwohl gebe bis jetzt noch keine wahre Zivilisation. Und da die Selbstsucht noch nicht von einer überweltlichen Kraft besiegt worden sei, so bemühten sich die Christen, »auf dem Wege, den die Heilige Schrift angibt«, diesen »Stachel der Sünde« aus dem Menschen herauszuziehen."[7]

Meint man nicht, hier Karl May zu hören? Auf jeden Fall sind solche Töne bei einem Konvertiten, von denen es ja nicht so viele gab, bemerkenswert.

Martin Tamcke zitiert auch einen ostsyrischen, also christlichen Historiker, Johannan bar Penkaye, der in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts lebte. Für ihn „war der Kampf der Schia gegen die Omajaden ein Akt der Gnade Gottes für die Christen und eine Strafe für die Gewalttätigkeiten der arabischen Eroberer. Für ihn war die Ära der heidnischen Herrscher die Zeit der wahren, inneren Blüte der Kirche, weil da stets die Gefahr der Verfolgung bestanden habe. Erst mit der Christianisierung des Imperiums Romanum habe die Untugend Einzug in die Kirche gehalten, und Sicherheit und Friede hätten zu vielen Übeln geführt. Durch die stets drohenden Verfolgungen aber seien die Christen Persiens davor bewahrt worden. Da Gott kein Mittel mehr gesehen habe,

Johannes Awetaranian bei der Übersetzung des Neuen Testaments ins Kaschgarische. Reproduktion aus Johannes Awetaranian: Geschichte eines Mohammedaners der Christ wurde (Potsdam 1930), hier entnommen aus: Martin Tamcke, wie Anm. 8, S. 104.

7 Martin Tamcke: Christen in der islamischen Welt. Von Mohammed bis zur Gegenwart. München 2008, S. 111.

die dogmatischen Zerwürfnisse und die Zerrissenheit der Kirche zu heilen, habe er zu ihrem Heil die Araber geschickt."[8] Karl Mays *Winnetou IV* lässt grüßen: *Als aber die Indsmen nicht aufhören wollten, sich untereinander zu zerfleischen, sandte er* [Manitou] *ihnen das Bleichgesicht.*[9] Auf die Idee, dass äußere Umstände der inneren Spaltung entgegen wirken können, sind also vor Karl May schon andere gekommen. „Mit diesem Geschichtsbild weist Johannan bar Penkaye Ähnlichkeiten zur späteren Literatur der Schia auf."[10]. Schade, dass Tamcke an anderer Stelle so undifferenziert schreibt, dass Karl May die Nestorianer in seinem Buch *Durchs wilde Kurdistan* „so gründlich […] verunglimpft" habe.[11]

*

Sehen wir uns noch andere zeitgenössische Beispiele an. Charles Eugène Vicomte de Foucauld (1858–1916) entwickelte sich vom Faulenzer, Snob und Lebemann zum Missionar. Ursprünglich Offizier, erlebte er spontan eine innere Wandlung, wurde 1890 Trappist und 1901 Priester und lebte 16 Jahre unter den Tuareg, meist als Einsiedler, Er stellte das bislang beste Wörterbuch der Berbersprache zusammen und übersetzte die Evangelien in das Berberische – die Sprache beherrschte er hervorragend, und mit den Tuareg freundete er sich an. Am 1.12.1916 wurde er aufgrund eines Missverständnisses bei einem Raubüberfall von muslimischen Reitern ermordet. Seine Mission wurde später durch die ›Kleinen Brüder und Schwestern Jesu‹ fortgesetzt, und er selbst 2005 selig gesprochen.

„»Der Islam«, so bekennt er einmal, »hat eine tiefgreifende Umwälzung in mir bewirkt … Der Anblick dieses Glaubens, dieser in der ständigen Gegenwart Gottes lebenden Wesen ließ mich ahnen, daß es etwas Größeres und Wahrhaftigeres gibt als das Treiben der Welt.« Nicht die Erinnerung an seine tieffromme Mutter, die mit dem Gebet »Herr, Dein Wille geschehe, nicht der meine« gestorben war, nicht die fromme Umgebung im Jesuitenkloster, erschüttert den jungen Mann, sondern die Anbetung der Araber, die sich zu Boden werfen und den Höchsten verehren."[12]

Unmittelbar fällt einem dabei eine Stelle bei Karl May ein: *Er, der Muselmann, betete; ich aber, der Christ, ich konnte nicht beten, ich konnte keine Worte finden,* heißt es nach der Todesszene am Schott el Dscherid in *Durch die Wüste,*[13] und an anderer Stelle spricht Kara Ben Nemsi von seiner *Ehrfurcht vor der tief im Herzen wurzelnden Religiosität dieser halbwilden Menschen, welche nichts thun und beginnen, ohne sich dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist.*[14]

*

8 Ebd., S. 157.
9 Karl May: *Winnetou IV* (GR. XXXIII), S. 61.
10 Tamcke, wie Anm. 8, S. 157.
11 Ebd., S. 124.
12 Inge Kowalsky: Zeugen für die Kirche – II, damals wie heute. Leutesdorf 1988, S. 34.
13 Karl May: *Durch die Wüste* (GR. I), S. 49.
14 Ebd., S. 152.

Charles de Foucault

Noch ein heutiger Zeitzeuge soll zitiert werden, der Assoziationen zu Karl May weckt: Alfred Delp (1907–1945) war überdurchschnittlich begabt, wie seine Bücher und Publikationen zeigen. Er studierte Philosophie und Theologie und wurde 1937 zum Priester geweiht. 1941 wurde er Rektor der St-Georg-Kirche in München-Bogenhausen. Wegen seiner Zugehörigkeit zum ›Kreisauer Kreis‹, bekanntlich eine lose Verbindung von Männern aus allen Schichten und Berufen, deren Anliegen es war, Überlegungen zu einem Nachkriegsdeutschland anzustellen, wurde er nach dem Attentat am 20. Juli 1944 verhaftet und am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

In seinen Aufzeichnungen schrieb er:

„Gott mehr ernst nehmen Er muß in meinem Leben eine größere Rolle spielen als bisher. Ich muß persönlich mit Gott leben [...] Wenn durch einen Menschen ein wenig mehr Licht und Wahrheit in der Welt war, hat sein Leben einen Sinn gehabt [...] Der Mensch ist nur mit Gott zusammen Mensch ... Irgendwie ist es der Sinn unseres Lebens: reif werden und geschnitten werden, eingebracht in die Scheunen. Die Welt ist voll der Güte und Schönheit, und es ist doch die Güte und Schönheit Gottes, die ihr alles gibt.“[15]

Es ist, als träte uns Karl May aus *Old Surehand III* oder dem Alterswerk entgegen.

*

Es gibt aber auch noch eine andere Art von Wesensverwandtschaft. So schreibt Scheich Bischr Ibnu Fahd 'Ali Bischr in seiner Fatwa bzgl. des Unterstützens der Kuffär[16] im Kampf gegen die Muslime in Afghanistan:

„Nur in einer Notsituation, »wenn ihr euch unter ihrer Herrschaft befindet und ihr um euer Leben fürchtet, dann bringt ihnen gegenüber eure Scheinfreundschaft zum Vorschein, und verbergt in euch die Feindschaft gegenüber ihnen«“.[17]

15 Zit. nach Kowalsky, wie Anm. 13, S. 70.

16 Den „Nicht-Muslimen“, „Ungläubigen“ und „Wahrheitsverdeckenden“.

17 www.al-islam.de bzw. www.salaf.de, zit. nach Ursula Spuler-Stegemann (Hg.): Feindbild Christentum im

Hier fühlt man sich an viele Situationen in Mays Orient-Romanen, im *Mahdi* oder selbst noch in *Am Jenseits* erinnert. Ein Konvertit (Nassim Ben Iman) berichtet in demselben Buch:

„Ich versuchte ihm [einem Muslim] in aller Freundschaft zu erklären, warum ich mich für Jesus entschieden habe. Aber diese Person wollte davon nichts wissen. Eine wirklich dramatische Situation voller Aggressionen entstand. Er schrie, ich sei ein Verräter, ein Verräter, ein Verräter. Und er hielt mir vor, ob ich denn nicht wisse, was der Koran für Verräter vorsehe. Das wusste ich sehr wohl, aber ich bot ihm dennoch meine Hand zum Frieden an. Doch die Situation verschärfte sich weiter, als er versuchte, ein paar Freunde zu seiner Unterstützung zu organisieren. Es gelang mir, noch rechtzeitig zu verschwinden, bevor er seine Verstärkung beisammen hatte."[18]

Die Intoleranz eines Teils der Muslime hat May immer wieder angeprangert, ebenso wie er das falsche Christentum geißelte. Rita Breuer schreibt in demselben Buch, das übrigens sehr empfehlenswert ist:

„Da der Islam sich selbst als die letzte und erhabenste Offenbarung Gottes an die Menschheit versteht, kann es keinen ernsthaften, geschweige denn akzeptablen Grund für den Abfall vom Islam geben. Apostasie gilt als schweres persönliches Vergehen, aber auch als Gefährdung der Gemeinschaft der Gläubigen."[19]

May hat die Auseinandersetzungen zwischen Christentum und Islam immer wieder thematisiert, und sie haben in bestimmten Kreisen bis heute nichts an Schärfe verloren. Nassim Ben Iman erklärt, und hier meint man, Kara Ben Nemsi zu hören:

„Die vier Jahre bis zu meiner Bekehrung traf ich mich mit Christen. Was mich überzeugte, waren die Liebe und die Akzeptanz, einfach die persönliche Wärme, die ich bei diesen – ich nenne sie die wahren – Christen fand. Ich war beeindruckt von dem Anteil, den Jesus Christus am Leben dieser Menschen hatte. Ich war beeindruckt von der Art, wie umsichtig sie mit Problemen umgingen und nach friedlichen Lösungen suchten. Diese Art zu leben zeigte mir, dass es gut und richtig ist, an Jesus als den Erlöser zu glauben und dass das Evangelium, so wie es in der Bibel steht, der Wahrheit entspricht."[20]

Kara Ben Nemsi lässt grüßen …

Islam. Eine Bestandsaufnahme. Freiburg i. Br. 2009, S. 170.

18 Ebd., S. 186.

19 Ebd., S. 204.

20 Ebd., S. 183.

Albrecht Götz von Olenhusen

›Old Shatterhand vor Gericht‹

Von Grenzgängern und Grenzüberschreitungen[1]

Wenige haben die Grenzübergänge, die Interdependenzen und engen Bezüge zwischen Hochstapelei und Literatur aufgezeigt wie der Schriftsteller Walter Serner[2] – und zwar ebenso eindrucksvoll wie kompromisslos und gleichermaßen in Werk und Lebensstil. Sein „Handbrevier für Hochstapler und solche die es werden sollen“, das er 1927 unter dem Titel ›Letzte Lockerung‹ publizierte, war einer der Höhepunkte der Selbstinszenierung eines Autors, der die „vorgebliche Identifikation von Leben und Kunst“ in seinen Geschichten und seiner fiktiven Biografie exzessiv und bis hin zum Skandalon öffentlich ausagierte. Sein Verleger Paul Steegemann nutzte und erweiterte diese bewusst gewählte, künstlerisch-exemplarische Haltung des sich mysteriös und hintergründig gebenden Autors werbewirksam durch ebenso großsprecherische wie bewusst erlogene Mitteilungen, dass die Serner'schen Werke von einem kontinental berüchtigten, internationalen Hochstapler, auch „Besitzer großer öffentlichen Häuser in Argentinien“, verfasst worden seien. Serners Werke wie literarische Aktionen bis hin zu dem erfundenen, aber in den Medien als reales Ereignis präsenten ›Genfer Dadaistischen Weltkongress‹ repräsentieren in ihrer Nutzung von Techniken der Täuschung und anderer Mittel der Massenkommunikation die wohl brillantesten Manifeste dadaistischer Literatur. Auf diese Weise wurde der Künstler in die Nähe gebracht zur antibürgerlichen Existenz, mit ausgepichten Trickstern, Betrügern und Hochstaplern identifiziert.[3] Karl May befindet sich gewissermaßen in illustrer Gesellschaft.

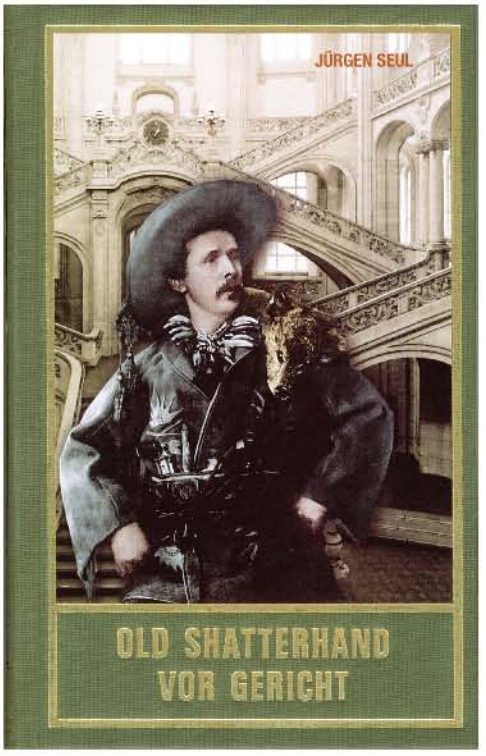
Ein Blick auf die Textierung der Steckbriefe, mit denen 1869 nach

1 Zugleich Besprechung von Jürgen Seul: Old Shatterhand vor Gericht. Die 100 Prozesse des Schriftstellers Karl May. Bamberg/Radebeul: Karl May Verlag 2009.

2 Walter Serner: Letzte Lockerung. Ein Handbrevier für Hochstapler und solche, die es werden wollen. Hannover 1927. Serners ›GesammelteWerke‹ wurden von Thomas Milch herausgegeben (München 1988).

3 Vgl. dazu Sonja Veelen: Techniken zur Herstellung gefälschter Identität. Eine soziologische Analyse der Hochstapelei – in Auszügen. In: Kultur & Gespenster II/II, Ausgabe 9, Herbst 2009, S. 131–140.

Karl May als Hochstapler gefahndet wurde, lässt uns retrospektiv erahnen, welche psychischen und sozialen Dispositionen die Anfänge des Schriftstellers bestimmten: Als Polizeilieutenant von Wolframsdorf aus Leipzig zum Beispiel ist er zu Recherchen wegen falschen Papiergeldes unterwegs, gibt sich als Mitglied der Geheim-



polizei oder als ein Dr. med. Heilig aus.[4] Was die kriminologische und biografische Forschung bei Karl May als ›pseudologia phantastica‹ diagnostizierte, war – auf eine knappe Formel gebracht – die geheime Fähigkeit, Imagination und Realität kaum trennbar auf eine Weise zu vermischen, dass seine ursprünglichen ›gelebten Abenteuerromane‹ und realiter ausagierten Fantasievorstellungen nicht viel anderes waren als ein Ausdruck einer Wesensart, welche in späteren Jahrzehnten seinen schriftstellerischen Erfolg mit begründeten. „Die Welt will betrogen sein. Sie wird sogar ernstlich böse, wenn du es nicht tust.“ Karl May in seiner kriminellen und in seiner literarischen Existenz bietet für dieses Bonmot Serners mehr als nur ein Beispiel in zahlreichen Abschnitten seines Lebens und seiner Fehden. Die Welt, so scheint es, ist ihm über lange Jahre hinweg vieles schuldig geblieben.

Die neuere Soziologie des Hochstaplers liest die Biographien in den helleren, dunkleren oder höchst farbenfrohen Feldern zwischen hoher Kunst, niedriger einzugruppierenden Kunstfertigkeiten und krassen Normabweichungen, auch als Kriminalität erfasst, als eine Art genialischer Grenzüberschreitung, in der unter anderem durch den Einsatz von Symbolen Täuschungskünstler wie Hochstapler die „Herrschaft über Interpretationen“ übernehmen.[5]

Wie sich diese Fabulier-, Formulierungs- und Fantasieproduktion in der Biografie, dem Werk und den mehr als einhundert prozes-

4 Seul, wie Anm. 1, S. 160.

5 Vgl. dazu Veelen, wie Anm. 3, S. 131ff., 136f.: Der Hochstapler, darauf läuft eine ihrer Pierre Bourdieu und andere Größen zitierenden Thesen hinaus, macht es sich zur Aufgabe, Grenzen zu überschreiten, die Türhüter der sozialen oder ästhetischen Grenzen zu überlisten, die Gesetze von sozialem Habitus und Code anzuwenden und mitzuspielen, ohne dass bemerkt wird, dass er „eigentlich nicht dazugehört“.

sualen Konflikten ausprägte, lässt sich der neuen Publikation von Seul entnehmen, die den Lebenslauf des Schriftstellers von seinen ärmlichen Anfängen über ihre grandiosen Höhepunkte bis zu den literarischen Glanzleistungen und zugleich Tragödien der Altersjahre im Kontext der explizit gerichtlichen Kommunikationen aufzeigt. Da ist die doch vergleichsweise längere Phase der Straftaten seit Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts, der drakonischen Strafen, der lange Weg ins Arbeits- und Zuchthaus, die nicht ebenso ausgedehnte, aber nicht minder beschwerliche Wegstrecke der ›Resozialisierung‹ aus eigener Kraft; da gibt es die mühevollen, entbehrungsreichen Jahre des Aufstiegs, von einigen geringen gerichtlichen Konflikten begleitet, die dann äußerlich eher unbeschwerte Zeit des literarischen und fantastischen finanziellen Erfolgs in der Kooperation mit dem Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld – eine Zeit der bürgerlichen Konsolidierung und des finanziellen wie persönlichen Bestsellerstatus, die aber auch ohne jene täuschende Identität von Kunstfigur und Leben in den fiktiven Reiseerzählungen und ohne die von beachtlicher schauspielerischer Kraft zeugende Fähigkeit, sich selbst als erfolgreichen Abenteurer und Reisenden überzeugend darzustellen, gar nicht zu denken ist.

Bei Jürgen Seul werden nicht nur die anfänglichen Straftaten aufs Sorgfältigste analysiert und dokumentiert, sondern auch jene mehr oder weniger zwangsläufigen Folgeerscheinungen: die Prozesse um die frühen Kolportageromane, die urheber- und verlagsrechtlichen Konflikte, der Ehescheidungsprozess mit allen späteren Konsequenzen, die Unzahl von Beleidigungsverfahren und die fatalen Gerichtsverläufe mit seinen höchst gefährlichen erklärten Feinden, wie mit Ansgar Pöllmann, wie mit dem erbittertsten Gegner Rudolf Lebius zumal. Keine Epoche dieses Lebens war so geprägt von gerichtlichen Belastungen wie die Jahre seit der Jahrhundertwende. Wer sich rechtshistorisch für jene aufschlussreichen Erkenntnisse interessiert, wie vor allem um 1900 Konflikte um Ehre, um reales und ideelles Ehrenkapital vor allem in Beleidigungsverfahren und Strafprozessen sich abspielten, welche Dynamik und Dauer, welche öffentliche Reaktionen und in fast zwangsläufiger Fortzeugung andere Haupt- und Nebenkriegsschauplätze sie erzeugten, findet hier ein reiches, durchaus vom Erhabenen bis zum Lächerlichen reichendes, letztlich aber insgesamt eher erschütterndes Anschauungsmaterial.

Seul, wie kein anderer auch als juristischer Fachautor ausgewiesener, unübertroffener Kenner und hochverdienstlicher, unermüdlicher Sammler aller Archivalien und der rechtshistorisch, pressegeschichtlich, straf- und zivilrechtlich und – last but not least – literarisch relevanten Verfahren (nicht alles hat sich erhalten wegen der leider unverbesserlichen Neigung von Klara May, die ›dunklen Punkte‹ der Biografie Karl Mays dadurch aufzuhellen, dass sie Akten im Dunkel der amtlichen und privaten Skartie-

rungen verschwinden ließ), liefert auf diese Weise parallel zu der seit einigen Jahrzehnten mit hochbedeutsamen Forschungsergebnissen blühenden Philologie und Literaturgeschichte eine ganze Rechtsgeschichte dieses einzigartigen Schriftstellerlebens. Damit rückt er dieses Forschungsgebiet, das in der Wahrnehmung der Karl-May-Forschung nicht immer gleichgewichtig neben den Literaturwissenschaften sich zu behaupten vermag, einmal mehr in das Zentrum interdisziplinär angelegter Wissenschaft.[6]

Seine umfänglichen archivalischen und dokumentarischen Vorarbeiten kamen Seul dabei aufs Beste zustatten. Claus Roxin, dessen frühe Analysen für jegliche Befassung mit diesen Bereichen unübertreffliche Ansätze, Modelle und Ausarbeitungen liefern, hat in seinem Vorwort zum einen den auch juristisch weitgehend erfolgreichen Autor Karl May hervorgehoben, aber auch mit Recht konstatiert:

„Aber das alles ändert nichts daran, dass hier ein Mensch durch die rücksichtslose Enthüllung längst gesühnter Jugendverfehlungen und durch die erbarmungslose Anprangerung der Legendenbildungen, mit denen May seine schwere Vergangenheit überwinden und seine phantastische Anlage auch im Privaten ausleben wollte, in den Tod getrieben worden ist." (S. 9)

In Seuls immer höchst lesbar und lebendig geschriebener Biografie als systematisch aufgearbeitete Prozessgeschichte wird „ein menschliches Schicksal verhandelt" (S. 10). Die oftmals wörtliche Dokumentation der Verfahrensabschnitte verleiht dem Ganzen einen Grad von Authen-

6 Das Prozess- und Verfahrensregister Seuls (S. 596ff.) verzeichnet 109 Verfahren einschließlich der elf Verfahren, in denen er nicht unmittelbarer Verfahrensbeteiligter war, aber mit denen er mittelbar oder als Zeuge zu tun hatte. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis erschließt die vor allem juristisch relevanten Beteiligten und die wesentlichen Forschungserträge.

Die Zeitschrift ›Kultur und Gespenster‹ befasst sich in den Ausgaben Nr. 8 und 9 (2009) – mit dem Thema ›Hochstapler‹ aus Geschichte und Gegenwart. „[…] im Zentrum stehen […] jene Einzelgänger, die am Rand der Medien die Kontrolle über ihre Identität verlieren, ob nun vorsätzlich oder unfreiwillig, Kriminelle, nebenberufliche Doppelgänger oder historische Schläfer, Meister des offiziellen Photo-Shop-Liftings oder Herren über virtuelle Investitionen" (Editorial, Heft 8, S. 23). Hier finden sich die aktuellen Zusammenhänge zwischen Kunst, Literatur, Psychiatrie, Ökonomie, Politik und Hochstapelei – historische und aktuelle Beispiele, Theorie und Praxis, Literatur und Lüge, Betrüger und Banker, Banknotenfälschung und Ettiketten-Schwindel bis hin zum ehrsamen Handwerk der fantasiereichen ›Doktormacher‹ im Zuchthaus von Butzbach und anderswo (Barbara Kalender/Jörg Schröder: Die Doktormacher, Heft 9, S. 161ff.). Vgl. dazu auch die ebenfalls lesenswerte Studie von Harald Nicolas Stazol: IMPOSTORS REVISITED – oder warum Hochstapler hochstapeln, Heft 9/2009, S.79ff. zu Bernie Madoff u. a.

tizität, der – wenn man ihren Gehalt neben die zum Teil ja auch beachtlichen Verarbeitungen der Konflikte in Mays Erzählungen und Romanen stellt – einen bemerkenswerten, wiederum literaturgeschichtlich bedeutsamen Kontrast bildet zu dem Befreiungsschlag, zu dem sich Karl May auf dem Höhepunkte der Auseinandersetzungen und sein Leben und Werk entschloss: zu der literarischen Autobiographie, die ja im Grunde zugleich und primär als Prozess-Schrift – immer auch mit Wirkung auf die Öffentlichkeit – konzipiert und geschrieben worden ist. May hat diese seine Zielsetzung von *Mein Leben und Streben* seinem Verleger Fehsenfeld gegenüber sogar ganz offenherzig bekannt.

Seul zeigt unter anderem auf, wie sehr die Textsorte der Schriftsätze in den Verfahren vielfach von May taktisch-strategisch, bis in die Vorformulierung von anwaltlichen Eingaben, bestimmt wurde. May war davon überzeugt, seine Werke selbst besser als jeder andere rezensieren zu können. Ähnliches gilt auch für die Selbsteinschätzung seines juristischen Sachverstandes, wie zahlreiche anonym verfasste Eigenanzeigen belegen. Er ist von dem nicht unbegründeten Selbstbewusstsein beseelt, auch Gerichte und Gegner durch seine eigenen Darstellungen und persönlichen Auftritte, zuweilen auch ganz ohne juristischen Rat und Begleitung, überzeugen zu können. Nicht immer ist das umstandslos gelungen. Karl und Klara May waren, auch dies eine Erkenntnis von Seuls Publikation, in ihrer Zwangslage im Übrigen auch nicht immer zimperlich: weder was die Instrumentalisierung von Publikationen, noch was den Einsatz finanzieller Mittel, von Beweismitteln und Zeugen anging. So gesehen sind auch die Prozessdokumente aus einer ähnlichen kritischen Sicht zu betrachten wie andere Ego-Dokumente, wie Tagebücher, Briefe oder Informationsschriften für Anwälte. Dass May vor allem in den letzten Jahren auch durch seine prozessualen Erfolge seine jahrelang ramponierte Reputation nicht nur einigermaßen wiederherstellen und zugleich trotz aller Rückschläge, öffentlicher Anprangerungen und Stigmatisierungen sein großartiges Alterswerk schreiben konnte, waren in der Vorstellung des Autors eher „kleine Siege", denen nun „die größeren folgen" sollten. Sein Vortrag in Wien, kurz vor seinem Tode, erschien insoweit nur als ein neuer Beginn.

Seuls bedeutendes Werk reiht sich nach Anlage und Ausführung würdig und wirkungsvoll ein in die neuere Folge von wichtigen Publikationen des Karl-May-Verlages, die in vorzüglicher Ausstattung und Betreuung die Publikation von Brief-Sammlungen, Dokumentationen und anderen biografisch wesentlichen Sammlungen fördern und herausbringen, die jetzt erst aus den unterschiedlichen Perspektiven interdisziplinärer Forschung die Historisierung der – nicht ohne Mays und seiner Erbin Zutun erfolgten – Legendenbildungen und Mythen ermöglichen, die einer wissenschaftlichen Ergründung dieses singulären Schriftstellerexistenz angemessen ist.

Peter Krauskopf

Sascha-Schneider-Briefwechsel

Wie durch reflektierendes Milchglas

Karl May: Briefwechsel mit Sascha Schneider. Hg. von Hartmut Vollmer und Hans-Dieter Steinmetz. Karl-May-Verlag, Bamberg, Radebeul 2009. 544 S. (Karl Mays Gesammelte Werke und Briefe Band 93)

Hansotto Hatzigs Buch ›Karl May und Sascha Schneider – Dokumente einer Freundschaft‹[1], 1967 in der kurzen KMV-Reihe ›Beiträge zur Karl-May-Forschung‹ erschienen, war das erste Stück Sekundärliteratur, das ich mir als Oberstufenschüler Ende der 1960er Jahre ohne schulische Anregung kaufte. Hatzigs einfühlsame Art zu schreiben erweiterte mir damals den Zugang zu Karl May beträchtlich. Dass hinter den Winnetou- und Kara-Ben-Nemsi-Erzählungen noch viel mehr steckte als die spannenden Abenteuer, die ich seit dem ersten Schuljahr verschlungen hatte, hatte ich damals durchaus schon bemerkt. Doch Hatzigs stark an Wollschläger orientierte Interpretationen des ›Silberlöwen‹ waren Anregung (und Hilfe) fürs Lesen der Bände III und IV, und seine Schilderungen von Mays Freundschaften etwa zur Familie Seyler beeindruckten mich so nachhaltig, dass ich vor noch gar nicht langer Zeit einen Ausflug in das pfälzische Weinstädtchen Deidesheim machte, um dort nach der Villa des ›Commerzienrathes‹ zu suchen.

Und dann enthielt das Buch natürlich Mays Briefwechsel mit dem Maler Sascha Schneider und die Bilder, die er gemalt hatte. Besonders verstört wurde ich durch sie nicht, es war vielmehr ein Aha-Effekt, den sie bei mir auslösten: Klar, so kann man Karl May auch sehen. Schon damals war ich von einigen der Titelbilder tief beeindruckt und andere gefielen mir gar nicht. Im Laufe der Zeit sollte ich dann lernen, das auch zu begründen. Am wenigsten übergestülpt kommen mir nach wie vor die Bilder zum ›Silberlöwen‹ vor, bei denen sich die künstlerischen Konzepte von Bild und Text am ehesten decken. Auch den zum Himmel strebenden Winnetou halte ich für eine gelungene, stimmige ikonographische Abstraktion der populärmythologischen Figur, die von jedem Leser auch in dieser unkonventionellen Darstellung sofort wiedererkannt wird. Brillant auch der Weihnachtsbaum vom Band *»Weihnacht!«*, unter dem keine glücklich machenden Geschenke liegen, sondern düstere albtraumhafte Dämonen die dunklen Wurzeln der deutschen Gemüt-

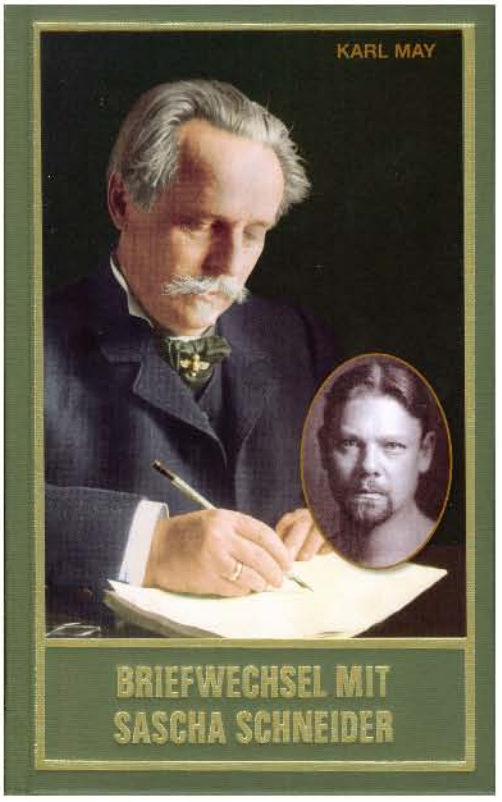
1 Hansotto Hatzig: Karl May und Sascha Schneider. Dokumente einer Freundschaft. Beiträge zur Karl-May-Forschung Band 2. Hg. von Heinz Stolte. Bamberg 1967.

lichkeit symbolisieren. Keinerlei Gefallen fand ich jedoch schon als Jugendlicher an den Bildern zur ›Mahdi‹-Trilogie. Mögen die Maden immerhin durch den entsprechenden Traum Halefs im ›Silberlöwen‹ inspiriert sein, an dieser Stelle sind sie nur ein schlechter Kalauer, der nicht den überlegenen Witz des Malers zum Ausdruck bringt, sondern seine bloße Unwissenheit über die richtige Aussprache des Wortes ›Mahdi‹. Zudem bezeugt die Symbolisierung des Bösen als dämonisches Weib zwar die Auffassung des Malers, aber als Interpretation des May'schen Textes ist sie ganz einfach falsch. Denn Mays Buch handelt ausschließlich von scheinheiligen Männern, die abgrundtief böse sind, weil sie von allem Weiblichen verlassen sind. Mays Alters-Utopie von einer weiblich geprägten Menschheitsseele demontieren die Mahdi-Titelbilder sogar. Dass Sascha Schneider mit dieser Auffassung Mays besondere Schwierigkeiten hatte, bezeugen verschiedene Briefe. Etwa wenn Schneider in einem Brief vom 3. September 1906 (S. 233) zu Mays Drama *Babel und Bibel* fragt „Und warum soviel Weiber?“ oder an anderer Stelle die Schwierigkeiten erläutert, die er beim Zeichnen des Marah-Durimeh-Porträts hatte, das schließlich die beiden Bände *Ardistan und Dschinnistan* zieren sollte.

Als ich von der erneuten Herausgabe des Briefwechsels zwischen Sascha Schneider erfuhr, war ich im ersten Moment irritiert. Warum brachte man nicht eine Neuauflage von Hansotto Hatzigs Buch, das mit seinem seriösen feuilletonistisch-essayistischen Ansatz viel besser in die populäre Reihe der ›Gesammelten Werke‹ passen würde als die wissenschaftliche Aufbereitung des jetzt vorliegenden Bandes 93?

Sicherlich, in den vergangenen 40 Jahren hat die Karl-May-Forschung entscheidende Fortschritte gemacht, besonders im biographischen Bereich. Auch tauchten Briefe auf, die Hatzig noch nicht kannte, und die Erwartungen an den editorischen Umgang mit den Brieftexten sind ebenfalls gewachsen. Da wäre es schwierig gewesen, ein Autorenwerk wie Hatzigs Buch zu aktualisieren. Die Herausgeber Hartmut Vollmer und Hans-Dieter Steinmetz setzen vielmehr das herausgeberische Konzept fort, das der verstorbene Dieter Sudhoff zusammen mit Steinmetz für den zuvor erschienenen Fehsenfeld-Briefwechsel entwickelt hatte und das einer Veröffentlichung im Rahmen der historisch-kritischen Ausgabe würdig gewesen wäre.

Die vorhandenen Briefe werden zuverlässig auch mit ihren Flüchtig- und Fehlerhaftigkeiten chronologisch dokumentiert, ergänzt durch die Briefe Schneiders an Klara May nach Mays Tod und zwei zeitgenössische Texte zum Schneiders Titelbilder von Johannes Werner und Paul Kühn. Doch das biographisch Kommentierende, das bei Hatzig in schönen Essays dargestellt wird, rutscht ganz wissenschaftlich nüchtern in die Fußnoten. So wird der Leser nicht an die Hand genommen und gelenkt, sondern er ist gezwungen, selbst zu denken, Zu-



sammenhänge herzustellen und einen Leseansatz zu finden. Wer die 40 Jahre Karl-May-Forschung miterlebt hat, die seit dem Erscheinen des Hatzig-Buches ins Land gegangen sind, dem fällt das nicht schwer. May-Anfänger werden aber schlucken, wenn ihnen dieser grüne Band aus dem KMV in die Hände fällt.

Enttäuscht war ich vom Titelbild des Bandes. Sicherlich, der Grafiker Torsten Greis hat eine sorgfältige Kolorierung eines alten Schwarzweißfotos erstellt, aber das Einklinken eines medaillonförmigen Fotos von Sascha Schneider scheint wie das Ergebnis einer inspirationslosen Kompromisssuche. Warum hat der Karl-May-Verlag nicht die Gelegenheit beim Haarschopf ergriffen und den nackten Winnetou von Schneider als Titelbild eines GW-Bandes gebracht? Das Buch wäre eine angemessene kleine Sensation geworden, die ihm gut getan hätte.

Was mich besonders interessierte, war die Erweiterung der Dokumentation um die Briefe Sascha Schneiders, die er nach Mays Tod noch mit Klara May wechselte. Da gibt es eine Reihe von biographischen Details, die mir ins Gedächtnis gerufen wurde, wie etwa Schneiders Beteiligung an den frühen Karl-May-Jahrbüchern und -Verfilmungen und die Umstände um das ›Kraft-Kunst-Institut‹, einer Art frühem Fitness-Center, das Schneider eine Zeitlang betrieb. Gerade bei letzterem wird eine Affinität zu Karl May deutlich, die einer besonderen Untersuchung würdig wäre. Denn das wirkt wie eine Verbindung von Mays frühen Action-Romanen mit dem symbolischen Ansatz des Spätwerks im sportlichen Bereich, aber auch wie der Ausdruck der Unmöglichkeit, die Lust an der Körperlichkeit ohne camouflierende künstlerischer Verbrämung auszuleben. Am Rande werden in den Briefen an Klara sogar komische Momente sichtbar, etwa wenn Schneider ihr immer wieder seine Telefonnummer mitteilt. War Klara eine notorische Telefonnummern-Verbummlerin oder war Schneider so stolz darauf, ein solches Gerät überhaupt zu besitzen?

Herzstück des Bandes ist und bleibt natürlich der Briefwechsel zwischen Schneider und Karl May. Er dokumentiert ein sonderbares

Verhältnis zweier Musenkinder, die nur unter besonderen Umständen zusammen kommen konnten. Eigentlich hockten sie auf verschiedenen Ufern, doch was sie verband, war eine höchst artifizielle Art, wie sie psychisches Konfliktmaterial nach außen brachten und trotzdem immer wieder verdrängten: Schneider seine homosexuelle Veranlagung, May seine narzisstisch bedingte Pseudologia phantastica. Beider Leben gleicht sich im Kampf des Individuums um die Anpassung an die gesellschaftlichen Normen. Während May seinen Eskapismus im Rahmen der Gesetze der Unterhaltungsindustrie auslebte, um damit gesellschaftliche Anerkennung zu gewinnen, musste Schneider seine freizügigen Obsessionen so stilisieren, dass sie als staatliche Aufträge sanktioniert werden konnten. Beide entwickelten dabei eine gewisse Geschmeidigkeit gegenüber den herrschenden Kräften, die sie bewusst und auch unbewusst immer wieder torpedierten.

Im Umgang miteinander dokumentieren die Briefe eine Freundschaft wie durch reflektierendes Milchglas. Während Schneider häufig eine stolze Servilität gegenüber seinem Auftraggeber an den Tag legt, indem er durchaus auf seiner Meinung beharrt, bei der Ausführung von Aufträgen aber auf die Wünsche des Mäzens eingeht, kann May seine Zuneigung häufig nur durch die Nennung der finanziellen Zuwendungen an den Maler zum Ausdruck bringen, genauso, wie er die empfangene Zuneigung an den Freundschaftspreisen bemisst, die Schneider ihm einräumt. Worin sich beide einig waren, war die Ablehnung der zögerlichen Haltung Fehsenfelds zu den Schneider-Titelbildern.

Grundsätzlich bleiben jedoch die Widersprüche in ihren Auffassungen über die menschliche Natur, mit denen Schneider anscheinend besser leben konnte als May. Dass Schneider mit Mays Vorstellung von Weiblichkeit nicht viel anfangen konnte, habe ich schon erwähnt. Eng einher geht damit ihre konträre Haltung zum Pazifismus. Während Schneider der zeitgeistlichen Sehnsucht nach dem großen Krieg zugeneigt scheint, hat May einen seiner schönsten pazifistischen Credo-Texte in einem Brief vom September 1906 an Schneider formuliert:

Sie sagen, die Menschheit brauche den Krieg, damit wir wieder ein Geschlecht von Männern bekommen? Wo sind die Männer, die durch die letzten Kriege entstanden? Ich sehe sie nicht!!! Ich meine vielmehr, daß wir auf den Krieg eingingen, weil wir Männer hatten, ihn zu führen. Wehe und tausendmal wehe dem Volke, welches das Blut und das Leben von Hunderttausenden vergießt, um anderthalb Schock Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse dekoriren zu können! Wir brauchen Männer des Geistes, Männer des Wissens und der Kunst. Die wachsen aber nicht bei Wagram oder Waterloo! (S. 239f.)[2]

2 Leider torpediert sich May im weiteren Verlauf des Zitats selbst, wenn er als Beweis seiner These Folgendes anführt: *Japan hat Jahrhunderte lang keinen Krieg geführt; aber als es zum Kriege gezwungen wurde, lieferte es zwei Millionen tüchtige Männer, welche gegen eine zehnfache Ueberlegenheit zu siegen wußten. Wer hat diese zwei Millionen geliefert? Ein Krieg? Nein, sondern der Friede!* (S. 240) Der Friede also doch nur die beste Vorbereitung zum Krieg?

Gedenkblatt für die 2009 verstorbenen Mitglieder

(vgl. M-KMG Nr. 159/März 2009, S. 10)

Anton Haider
Pettnau
1924–2009

Gerhard Hasenbein
Berlin
1925–2009

Manfred Hecker
Taura
1930–2009

Nachruf in KMG-N
Nr. 161, S. 40f.

Andreas Hellweg
Köln
1969–2009

Horst Matthey
Langenfeld
1926–2009

Annegret Velmer
Wickede
1947–2009

Willi Weinen
Wadern
1926–2009

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane [ab Bd. XVIII: Reiseerzählungen]. Freiburg 1892ff. (Reprint, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1982–1984) (hier: Band XXI)
HKA III.1	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth, ab 2008 von der Karl-May-Gesellschaft. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff., Bamberg/Radebeul 2008ff. (hier: Abteilung III, Band 1)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch. Breslau 1918, Radebeul 1919–1933
LuS	Karl May: *Mein Leben und Streben*. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; ^{3}1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Original-Zitate und -Titel von Karl May sind stets durch *Schrägschrift* gekennzeichnet.

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderhefte

Nr. 139	Joachim Biermann: Konkordanz zur Abteilung II der HKA: Fortsetzungsromane. 88 S.	5,00 €
Nr. 140	Rudi Schweikert: Mekka, Damaskus, Baalbek. Schilderungen Karl Mays und ihre Quellen. 112 S..	5,00 €
Nr. 141	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis für die Nummern 151-160 der ›Mitteilungen der KMG‹. 48 S.	3,50 €

Sonstiges

Helmut Schmiedt/Dieter Vorsteher (Hg.): Karl May. Werk – Rezeption – Aktualität. Die Vorträge des Karl-May-Symposiums in Berlin. Würzburg: Königshausen & Neumann. (Vorzugspreis für KMG-Mitglieder)	19,80 €

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 52125 Bonn •
Tel.: 0228/252492 • Fax: 0228/2599652 • vertrieb@karl-may-gesellschaft.de

Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e. V., Radebeul

Geschäftsstelle:
Wasastraße 50, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de

Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg
Konto Nr. 1995 480, BLZ 752 200 70
Für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk)
Hainbergsweg 1, 37120 Bovenden
Telefon (05594)804702
G.Keindorf@t-online.de

Joachim Biermann (jb)
Storchenweg 10, 49808 Lingen
Telefon (0591)66082
Telefax (0591)9661440
Joachim.Biermann@t-online.de

Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk),
Sigrid Seltmann (sis)

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
31. Januar 2010

Druck und Versand:
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,
25813 Husum

ISSN 0941-7842

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst in digitalisierter Form einzusenden.

Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form, sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG:
– Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG
– Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG
– Verbreitungsrecht § 17 UrhG
– Öffentl. Zugänglichmachung § 19a UrhG.
Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.

KARL MAY
GESELLSCHAFT